Paris: 3 Minuten Händchenhalten Berlin: Einmal Umarmen Memmelsdorf: 257 Massagen Fribourg: Ein Küssli Bamberg: gratis

Ausgabe 78
30. November 2011 // Jahrgang 16

OTTFRIED.

Die Bamberger Studierendenzeitschrift

GEFRAGT Uni-Präsident Ruppert zur Studierendenflut ***Seite 6 bis 8***

GETAUCHT Rugby geht auch unter Wasser ***Seite 30***

GEKAUFT Linus und Minu öffnen ihre Geldbörse ***Seite 22 bis 23***

Homo Sociologicus

Wir sind eingerahmt von Profs, Mutti und dem Herzblatt. Beziehungen umgeben uns immer, ob wir wollen oder nicht. ***Seite 14 bis 20***

Fotografieren, Layouten, Schreiben und Bilder bearbeiten.

Wir machen Medien. Bei uns kannst du deine Ideen einbringen, experimentieren, dich selbst verwirklichen. Klar, Praktika bei Regionalzeitungen sind ganz nett, aber Schreib-, Layout- und Foto-Workshops bekommst du nur bei uns: 100 % selbstgemacht, 100 % aus Bamberg und 100 % für DICH. Du willst mitreden? Komm' vorbei!

Redaktionssitzung montags um 20 Uhr im Jugendkulturtreff Immerhin, Dr.-von-Schmitt-Str. 16, www.ottfried.de

In dieser Ausgabe

Potpourri

Impressum/ Editorial 4

Meldungen 5

Studium

Interview mit Godehard Ruppert 6

Die Uni auf Facebook 9

Studium in Zahlen 10

Attestpflicht geändert 12

Baces Update 13

Titel

Das studentische Sozialleben 14

Beziehungen im Wandel 16

Drei WG-Typen 17

Alte Freunde vermisst 18

Neue Freunde gesucht 19

Umfrage zum Sexleben 20

Lange Nächte, wenig Schlaf? Dass Studieren mit Kind auch schön sein kann, lest ihr auf Seite 24

Menschen mit Behinderung gehören mitten in die Gesellschaft - ein Plädoyer gegen Ausgrenzung. 28

Leben

La vie en Suisse 21

Minus und Linus‘ Geldtagebuch 22

Macht die Sperrstunde Sinn? 23

Studium mit Zwillingen 24

Bamberg Will Wohnen 26

Warum ich liebe, was ich tue 27

Reportage über Lebenshilfe 28

Selbsttest Unterwasserrugby 30

Kultur

Stylecheck 31

Interview Lichtspielkino 32

Kulturelle Köstlichkeiten 33

Das Letzte

Dinge, die Bamberg nicht braucht 34

OTT-Rätsel 35

Bald auf

OTTFRIED.DE

Große Ottfried-Reportage zum Projekt „Freund statt Fremd“, das von Studierenden ins Leben gerufen wurde.

Zwei Ottfried-Redakteure kommentieren: Wie regelt die Uni den Studierendenansturm?

„Freund statt Fremd“: Studierende bieten integrative Sportkurse für Asylbewerber an.

Impressum

Ottfried. Die Bamberger Studierendenzeitschrift erscheint zwei Mal im Semester, jeweils im Juni und im Juli bzw. im Dezember und im Februar. Zusätzlich erscheint zum Wintersemester eine Erstsemester-Ausgabe.
Heraugeberin und Redaktion verstehen Ottfried als unabhängiges Organ, das keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet ist. Für namentlich gekennzeichnete Artikel übernimmt der Autor die Verantwortung.

Herausgebering und V.i.S.d.P.:
Hannah Illing

Chefredaktion:
Maximiliane Hanft & Viktoria Klecha

Anzeigen:
Lisa Konstantinidis & Katja Bickel
anzeigen@ottfried.de

Redaktionsanschrift:
Ottfried
c/o Hannah Illing
Obere Mühlbrücke 8
96049 Bamberg

E-Mail: ottfried@ottfried.de
Internet: www.ottfried.de

Layout und Redaktion:
Katja Bickel, Andreas Böhler, Mechthild Fischer, Jürgen Freitag, Lisa Konstantinidis, Michael Kormann, Minu Lorenzen, Jonas Meder, Sebastian Meyer, Katharina Müller-Güldemeister, Mario Nebl, Tarek J. Schakib-Ekbatan, Antonia Schier, Linus Schubert, Dominik Schönleben, Steven Sowa, Isabel Stettin, Stefanie Strickle, Anja Stritz, Tanja Telenga, Stephan Obel, Katharina Ortmanns, Catalina Paniagua, Philipp Woldin, Jana Wolf, Jana Zuber

Mitarbeiter dieser Ausgabe:
Felix Braune, Sarah Dann, Stefanie Dietzel, Wanda Graf, Florian Umscheid, Pablo Ziller

Titelbild:
Stephan Obel, Katharina Ortmanns
Editorialbild:
Jana Wolf
Grafik Seite 10-11:
Katja Bickel, Michael Kormann, Katharina Müller-Güldemeister, Mario Nebl, Katharina Ortmanns

Redaktionsschluss:
21. November 2011

Druck:
creo Druck & Medienservice
96052 Bamberg
Auflage: 3500 Stück

Editorial

Liebe Leser,

man kann ihnen nicht aus dem Weg gehen, man arbeitet an ihnen, sie sind romantisch, lästig oder einfach zweckmäßig, aber meistens schön: Beziehungen. Ob man will oder nicht, überall, auch an der Uni, knüpft man sie. Ständig. In unserem Titelthema auf den Seiten 14 bis 20 zeigen wir euch die verschiedensten Facetten.
Um harte Fakten geht es im Interview mit dem Universitätspräsidenten Godehard Ruppert auf den Seiten 6 bis 8. Er stellt sich unseren Fragen zur Raumnot und zur Studierendenflut.
Dass Ottfried etwas bewegen kann, hat unsere Berichterstattung zum universitären Call-Center Baces gezeigt. Pinkelpausen der Hiwis werden jetzt nicht mehr mit Stoppuhr festgehalten. Auf Seite 13 findet ihr die neuesten Entwicklungen.
Eine ganz andere Folge des Erstsemesteransturms ist die Zunahme an Longchamp-Täschchen in der Austraße. Schlabberhosen und Eastpacks findet man eher bei älteren Semestern. Unsere Modeglosse auf Seite 31 erklärt mit Augenzwinkern, was Frischlinge und alte Hasen unterscheidet.
Viel Spaß beim Lesen und einen Advent mit viel Zeit fürs Zwischenmenschliche wünschen

Viktoria Klecha Maximiliane Hanft

Das Layout-Wochenende: Grafiken malen ...

... und Rottz zerreißen.

Preis für Martin Beyer

Der Schriftsteller und Dozent Dr. Martin Beyer ist der Gewinner des diesjährigen Bamberger Kulturförderpreises. Beyer lehrt Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Uni Bamberg und bietet Workshops für kreatives Schreiben an. Vor allem aber ist Beyer selbst Autor. Zuletzt erschienen ist 2009 der Roman *Alle Wasser laufen ins Meer*, der von dem Dichter Georg Trakl handelt.
2011 trat Martin Beyer vor allem als Literaturvermittler auf. Er brachte die Anthologie *Zeichen & Wunder* heraus – ein Tandem-Projekt von Bamberger Studierenden und etablierten Autoren aus der Region. Vorgestellt wurde diese Veröffentlichung auf dem Literaturfestival „Bamberg liest", das Beyer in diesem Jahr erstmals veranstaltete.
Damit erfüllt Beyer alle Kriterien als Preisträger. Der Kulturförderpreis wird im jährlichen Wechsel mit dem E.T.A.-Hoffmann-Preis für innovative Beiträge zum kulturellen Angebot der Stadt verliehen und ist mit 6000 Euro dotiert.

JW

Ottfried-Redakteurin taucht zum Fotografieren unter.

Neues Öko-Bad

Am 25. November eröffnete das neue Sport- und Freizeitbad Bambados in Bamberg. Das Bad ist nach dem Passivhausstandard gebaut, was eine ökologisch bewusste und energiesparende Nutzung bedeutet. Strom und Wärme werden dabei vor allem aus regenerativen Ressourcen gewonnen.
Der Schwimmbereich des Bambados umfasst ein großes Sportbecken mit acht 50-Meter-Bahnen und zwei kleineren Lernbecken. Zum gemütlichen Baden eignen sich die Freizeitbecken, Sprudelliegen und Wasserrutschen. Daneben gibt es eine große Saunalandschaft mit fünf Saunen, einem Dampfbad und zwei Infrarotkabinen.
Öffnungszeiten: Montag bis Freitag von 6.30 bis 22 Uhr, an Wochenenden ab 7 Uhr. Der Saunabereich hat täglich von 10 bis 22 Uhr geöffnet. Studierende bis 27 Jahren erhalten ermäßigten Eintritt: 2,60 Euro für eineinhalb Stunden, 3,60 Euro für drei Stunden, 6,50 Euro für eine Tageskarte. Der Eintritt für den Saunabereich schließt den Hallenbadbesuch mit ein. 3 Stunden kosten ermäßigt 11, 50 Euro, die Tageskarte 14,50 Euro.

JW

VWL ist spitze

Der Fachbereich Volkswirtschaftslehre (VWL) der Uni Bamberg liegt in einer Sonderauswertung des CHE-Rankings (Centrum für Hochschulentwicklung) weit vorne. Im Bereich Studierendenorientierung erreicht Bamberg als einzige deutsche Universität neben Bayreuth Spitzenpositionen in VWL in den Kategorien Betreuung und Lehrangebot. Punkten können die Bamberger Wirtschaftsstudiengänge European Economic Studies und Internationale Betriebswirtschaftslehre auch im Bereich Internationalität. In den Kategorien Unterstützung von Auslandsaufenthalten und Internationale Ausrichtung ist die Uni Bamberg mit beiden Fachrichtungen in der Spitzengruppe platziert.

HIL

Kluges Bamberg

Im Deutschen Lernatlas der Bertelsmann Stiftung wurde Bamberg bundesweit unter den Klein- und Mittelstädten zur Stadt mit den besten Lernbedingunge gewählt. Die Universitätsstadt punktete vor allem in der Kategorie Persönliches Lernen. Nach Aussage von Werner Hipelius, zweiter Bürgermeister und Kultur- und Schulreferent, hat vor allem die Jugendarbeit und die Nutzung von Bibliotheken und Volkshochschulen eine Rolle gespielt. Besonders gute Lernbedingungen verzeichnet die Studie in Bayern und Baden-Württemberg. Alle Sieger der Hauptkategorien kamen aus Bayern, darunter München und Erlangen.

DS, JM

Anzeige

„Die Alternativen waren Pest und Cholera“

Angespannt, beinahe hitzig war die Atmosphäre des Interviews mit dem Unipräsidenten. Das lag besonders an den Gesprächsthemen. Ein Streitgespräch zur aktuellen Situation.

Präsident Ruppert findet, dass die Universität Bamberg gut für den Studierendenansturm gerüstet ist ...

Ottfried: Prof. Ruppert, Sie sind als einer von fünf Kandidaten von der Financial Times Deutschland und dem Centrum für Hochschulentwicklung für den Titel Hochschulmanager des Jahres nominiert. Was glauben Sie, wie die Studierenden der Universität Bamberg Ihre Arbeit bewerten?
Ruppert: Auf derartige Fragen zu antworten, macht doch kaum Sinn; die Antwort steht – in dieser Form gefragt – für Sie doch längst fest.

Wir hätten aber gerne Ihre Einschätzung.
Ich erlebe sehr viele Einstellungen und Bewertungen, wenn ich mit Studierenden spreche. Ich bin jetzt seit zwölf Jahren im Amt, die *eine* Einstellung zu irgendeiner Frage habe ich noch nicht erlebt.

Die BWL-Erstsemester dürften im Moment nicht überzeugt von Ihrer Arbeit sein. Waren Sie eigentlich einmal selbst vor Ort an der Feki, um sich die Situation anzusehen?
Auch unter den BWL-Erstsemestern wird es unterschiedliche Positionen geben. Zur zweiten Frage: Ich konnte mir kein Bild von der Lage machen, weil ich terminlich zu stark eingespannt war, habe mich aber von der zuständigen Studiendekanin laufend unterrichten lassen.

In den Zielvereinbarungen mit dem Wissenschaftsministerium hat sich die Uni verpflichtet, bis 2011 insgesamt 2 300 Studierende mehr als im Basisjahr 2005 aufzunehmen. Damals waren knapp 8 500 Studierende immatrikuliert, heute sind es knapp 12 500. Was bekommen Sie vom Wissenschaftsministerium dafür an Zusatzzahlungen, sogenannten Reserven?
Das ist nicht ganz korrekt. Wir haben Ausbauzahlen mit dem Ministerium vereinbart, für die wir Ressourcen bekommen, und wir haben abgesprochen, dass wir Studiengänge, die noch nicht zu 100 Prozent ausgelastet sind, stärker beanspruchen. Es gibt also zwei Bezugsgrößen. Für die Ausbaufächer haben wir zusätzliche Ressourcen bekommen – für Personal und Räume. Allein die beiden Lehrprofessuren in der BWL sind vollständig aus dem Ausbauprogramm finanziert.

Die Zusatzzahlung (von rund 290 000 Euro, Anm. d. Red.), die sich auf die Vereinbarungen von 2010 bezieht, hat die Universität also vollständig bekommen?
Die vollen Zusatzzahlungen bekommt man nur, wenn man 100 Prozent und mehr der Ausbauzielzahl erreicht hat. Haben wir aber nicht, wir lagen nur zwischen 80 und 100 Prozent, also bekommen wir nur den entsprechenden Anteil; bei 85 Prozent sind das 25 Prozent, weil fünf ein Viertel der Spanne von 20 (80-100) ist.

Die Zielvereinbarungen für 2011 dürften Sie mit ungefähr 12 500 Studierenden aber deutlich übertroffen haben.
Wir liegen ungefähr bei 12 000, haben aber noch nicht mal die endgültigen Immatrikulationszahlen. Die Zahlen kommen irgendwann Mitte November, Stichtag für eine Bilanz ist erst der 30. November.

Aber viel wird sich da doch nicht mehr ändern. Mitte Oktober gingen Sie von knapp 12 500 Studierenden aus.
Ich bin da vorsichtig. Die Zahlen sind in den Vorjahren in diesem Zeitraum zum Teil noch um Hunderte zurück gegangen.

Aber auch dann hätten Sie die Zielvereinbarungen noch erfüllt.
Wenn die mehreren Hundert alle aus der BWL kommen, sehen die Zahlen anders aus, als wenn sie aus der Geographie kommen. Es muss ein Ausbaufach sein. Die Idee der ganzen Ausbauplanung war, dass wir zusätzlich Studierende aufnehmen, weil wir noch Aufnahmekapazitäten haben. Das gilt in allen Studiengängen, die nicht zu 100 Prozent ausgelastet sind.

Die BWL dürfte zu 100 Prozent ausgelastet sein, die Hörsäle sind überfüllt. Verliert die Uni Bamberg durch die Studierendenflut nicht ihre große Stärke – die familiäre Studiensituation?
Das mag in einigen wenigen Studiengängen so sein. Das sind wie üblich zwei Seiten einer Medaille. Aber was verlieren wir, wenn wir bayernweit hergehen und eine halbe Generation vom Studium ausschließen?

Aber wenn die Universität Bamberg die einzige Uni ist, die keine NCs einführt, dann führt das natürlich zur Überfüllung.
Wenn wir über die BWL sprechen, ist das nur ein NC, nicht NCs, Singular! Wir haben in BWL keinen Numerus Clausus eingeführt. Korrekt. Wir haben aber auch mehr ausgebaut als andere.

Das stimmt vielleicht. Aber anscheinend nicht genug.
Ja, aber woher sollten wir das denn wissen? Also: Der erfahrene Prognostiker wartet die eintretenden Zustände ab.

Eine unserer Leserinnen hat dazu auch eine Frage: Wie ist es möglich, dass die Uni-Leitung von dem Ansturm der Erstsemester so „überrascht“ war, wo doch alle anderen (dank NC-Abschaffung und doppeltem Abiturjahrgang) ihn haben kommen sehen?
Welche „alle anderen“ haben ihn denn kommen sehen?

Sie meint damit wohl auch die Studierenden und die breite Öffentlichkeit. Das Thema wurde in den letzten Jahren ja oft in der Presse diskutiert.
Dass so viele nach Bamberg kommen werden?

Naja, dass es eng werden wird an den Hochschulen.
Ja, ist es ja auch. Damit haben wir ja auch gerechnet.

... die Ottfried-Redakteure Hannah Illing und Philipp Woldin sind noch nicht überzeugt.

Sie haben damit gerechnet? Aber nicht mit so vielen, oder?
Ja, wie kann man mit so vielen denn rechnen? Sie dürfen Eines nicht vergessen: Wenn wir hergegangen wären und hätten mit so vielen gerechnet – da hätte uns jeder für verrückt erklärt. Wenn wir dafür Ressourcen aufgebaut hätten – die Frage, ob wir sie gekriegt hätten außer Acht gelassen – und die vielen Leute wären nicht gekommen. Was wäre dann gewesen? Dann müssten wir jetzt schon Stellen wieder abbauen. Die Alternativen waren Pest und Cholera – und jetzt zu sagen ‚Pest wäre viel schöner gewesen'…

Auf *Feki.de* wurde Studierenden von einem Studium in Bamberg abgeraten, mit der Begründung, die Hörsäle seien zu voll. Was sagen Sie dazu?
Ich kann dagegen nichts machen, ich finde es nicht sehr konsequent. Zeigen Sie mir eine Uni, die leer ist. Wenn Sie eine Uni mit einer familiären Betreuungsrelation haben möchten, dann müssen Sie heute an eine private Hochschule gehen, an der Sie hohe Studienbeiträge zahlen. Die Wohnsituation in Bamberg etwa ist schlimm, aber sagen Sie mir doch einen Ort, wo sie relevant besser ist.

Wobei die Lage in Bamberg schon sehr prekär ist.
Das bestreitet auch niemand. Zu den Aktivitäten des Studentenwerks möchte ich aber keinen Kommentar abgeben.

Nochmal eine Frage zu den Zielvereinbarungen: Wenn die Uni die Ziele übererfüllt, dann kann sie 2013 ja höhere Zuweisungen erhalten, heißt es in den Vereinbarungen. Schielen Sie auf diese Mehreinnahmen?
Was heißt schielen? Das ist kalkuliert, natürlich. Was soll ich denn machen? Welche andere Alternative ist denn da? Die Alternative wäre doch zu sagen, wir nehmen weniger auf, kriegen weniger Mittel. Wir hätten einen NC machen können, aber den müssen Sie erstmal durchkriegen. Wir dürfen nicht vergessen: Wir haben in BWL zwei Lehrstühle als Lehrprofessuren aufgebaut. Da ist die Lehrkapazität nach oben gegangen. Die Lehrkapazität ist der entscheidende Punkt. Darauf wird der NC berechnet.

> Hätten wir mit so vielen gerechnet – da hätte uns jeder für verrückt erklärt. „

Aber jetzt sagt Ihr Vizepräsident, Prof. Kempgen, dass sich die Uni einem NC-Wunsch für das nächste Wintersemester nicht verweigern wird. Ist das noch eine einheitliche Linie?
In der Sache gibt es keine Differenz zwischen uns.

Für uns ist das ein Unterschied.
Für uns nicht, es gibt keinen Unterschied in der Einschätzung der Situation.

Auch Sie denken also im nächsten Winter über NCs nach?
Es ist nicht meine Aufgabe, jetzt darüber nachzudenken. Die Universitätsleitung, das hat der Vizepräsident völlig richtig gesagt, ist im nächsten Jahr bereit, in dieser Frage neu zu diskutieren und anders zu verfahren als in diesem Jahr, wenn die Bedingungen stimmen. Wir setzen die NCs nicht.

Sie bekommen die Anfrage vom Fachbereich und Sie fragen dann wiederum beim Wissenschaftsministerium.
Wir stellen dann Berechnungen an, und wenn die Berechnungen stimmen, können wir die ans Ministerium geben, und das Ministerium kann dies genehmigen.

Wann wird das entschieden werden? Schon im Dezember?
Die Frist zur Anmeldung im Ministerium ist der 1. Februar, zuvor müssen die Berechnungen im Haus erstellt werden.

Welcher Fachbereich könnte einen Antrag stellen?
In erster Linie die, die jetzt am meisten Zuwachs haben: BWL, Pädagogik und Kommunikationswissenschaften.

Und dem würden Sie sich nicht verschließen?
Wir verschließen uns einer Prüfung nie. Aber wir brauchen eine realistische Basis. Die Wahrscheinlichkeit, dass es in diesen Fächern in den nächsten Jahren eine realistische Basis gibt, ist entsprechend hoch.

Was war der Grund, dass Sie – die Fachbereiche und die Uni-Leitung – dieses Jahr bewusst auf einen NC in den Ausbaufächern verzichtet hatten?
Wir hatten zum einen keine 100 Prozent in den Ausbaufächern, das heißt, da war noch Luft drin. Zum anderen fand ich nicht korrekt, dass einige Universitäten flächendeckend die Wirtschaftswissenschaften zugemacht haben. Das finde ich ungerechtfertigt.

Auf der nächsten Seite geht's weiter ▶

Die Uni Bamberg verschafft also allen einen Studienplatz, die anderen Universitäten halten sich vornehm zurück. Was sagen die Studierenden dazu, die aktuell schon studieren und für die sich die Betreuungssituation zum Schlechten wandelt?
Es ist ein bisschen merkwürdig: Studierende sagen einem zum Teil etwas ganz anderes, als Sie hier unterstellen. Wir hatten ein Gespräch mit der offiziellen Studierendenvertretung. Ein Studierendenvertreter schlug vor, wir sollten einen NC in einem bestimmten Fach einführen. Daraufhin gab es Protest der ganzen Restgruppe, das sei eine bildungspolitische Unverschämtheit, das sollten wir auf keinen Fall tun.

Bamberg, 2.11.2011, Konferenzzimmer des Präsidenten, Stimmung: kämpferisch.

Zur Raumsituation: Die Uni doppelt die betriebswirtschaftlichen Vorlesungen und hat den Hegel-Saal für 10 000 Euro angemietet. Das Geld dafür kommt aus einem Notfallfond, der aus Studienbeiträgen finanziert...
...Nein, falsch.

Aber Vizepräsident Kempgen sagte uns dies in anderem Zusammenhang.*
Das war nur die zuerst zugesagte Absicherung, damit die Verhandlungen aufgenommen werden konnten.

Woraus dann?
Aus Ausbaumitteln, also Mitteln für zusätzliche Studienplätze.

Bleibt die Anmietung des Hegel-Saals die letzte Maßnahme, um die Raumnot zu lindern oder denken Sie auch über Online-Streaming oder Vorlesungen in Kinosälen nach?
Das ist nicht meine Aufgabe. Das ist Fakultätssache. Wenn die Fakultät sagt: ‚Wir würden das gerne machen, können wir das realisieren?' Dann sind wir gefragt.

Ist schon jemand an Sie herangetreten?
Nein. Die Organisation der Lehre ist ja in der Verantwortung des Dekans oder des Studiendekans und damit sind wir auch hier erst in zweiter Linie gefragt.

Es wird immer wieder betont, dass sich die Situation durch den Erba-Bau entspannen wird, aber was die Uni eigentlich braucht, ist doch ein größerer Hörsaal. Und der größte Hörsaal im Erba-Bau wird gerade mal 200 Studierende fassen.
Ich glaube nicht unbedingt, dass wir einen größeren Hörsaal brauchen.

Naja, wenn sich über 1000 BWL-Studenten immatrikuliert haben, dann müssen die ja zusammen in einen Hörsaal passen.
Aber das macht doch keinen Sinn, über 1000 Leute in einen Hörsaal zu packen.

Sie würden also eine Doppelung der Veranstaltungen favorisieren?
Ja, natürlich. Wenn wir für über 1000 Leute einen Hörsaal bauen würden: Erstens, wann ist der fertig? Zweitens, wo sollen wir das Ding hinstellen? Und was soll damit passieren, wenn die Spitzenbelastung nicht mehr in einzelnen Fächern ist und die Studierendenzahlen zurückgehen?

Denken Sie, dass das in den nächsten Semestern passieren wird?
Naja, demographisch ist das doch eindeutig.

In zehn Jahren.
Aber Sie können doch keinen Hörsaal für über 1000 Leute für acht Jahre bauen. Was wollen Sie denn dann machen? Ihn abreißen?

Schon 2007 hatten Sie in einem Ottfried-Interview gesagt, dass Erba schnellstmöglich Entlastung schaffen soll. Mittlerweile sind vier Jahre vergangen und das Gebäude ist immer noch nicht fertig. Können Sie garantieren, dass das Erba-Gelände wirklich zum nächsten Wintersemester fertig sein wird?
Sie könnten auch die Studentenzeitung von 2001 zitieren, da habe ich das auch schon gesagt. Es ist mehrfach politisch verhindert worden, dass dieser Bau rechtzeitig da steht. 2007 hatten wir immer noch nicht genehmigte Pläne, aber jetzt steht da drüben Beton. Der ist ja nicht mehr wegzumachen.

Also denken Sie, dass die Uni 2012 dort sein wird.
Ja, natürlich, anderenfalls drohen dem Bauträger auch Konventionalstrafen.

Sie hatten in einem Interview einmal gesagt, dass Sie die Universität wetterfest machen wollen. Unser Eindruck ist: Da gibt es noch ein paar feuchte Stellen. Wann sind denn die Reparaturarbeiten Ihrer Meinung nach abgeschlossen?
Das habe ich in einem sehr umfänglichen Sinne gemeint. Wetterfest machen heißt auch, dass man die Uni so in der Landschaft platziert, dass man an ihr fachlich nicht mehr vorbeikommt. Wir haben für eine Fächergruppierung gesorgt, die man in der Bundesrepublik selten findet. Ansonsten ist immer die Maßgabe, man müsste MINT-Fächer studieren. Man muss zeigen, wie leistungsfähig auch geistes- und sozialwissenschaftliche Fächer sein können. Und das ist uns in einer besonderen Weise gelungen.

Also sind die Arbeiten abgeschlossen.
Nein, die müssen weiter gehen. Die Universität ist wie der Kölner Dom, das ist eine Baustelle, die hört nie auf. Irgendwelche Arbeiten müssen immer gemacht werden. Deswegen wird trotzdem niemand die Existenz und Ästhetik des Kölner Doms in Frage stellen, auch wenn er ab und zu mal eingerüstet ist.

Wie lange wollen Sie persönlich daran rumhämmern?
Ich glaube nicht, dass ich das mit dem Hammer mache. Es gibt Feinwerkzeuge dafür, und ich gehöre nicht unbedingt zu den Grobmotorikern. Ich bin gewählt bis 2018.

Vielen Dank für das Gespräch.

* Vizepräsident Kempgen sagte uns dazu nach dem Interview: „Auf die Schnelle hatten wir ursprünglich als Deckung Studienbeitragsmittel benannt, damit die Mietverträge überhaupt abgeschlossen werden konnten, aber eine nochmalige Diskussion in der Unileitung und ein Signal aus München [...] hat dann ergeben, dass wir letztlich doch nicht auf Studienbeiträge zurückgreifen mussten."

Interview: Hannah Illing, Philipp Woldin
Fotos: Maximiliane Hanft

INFO

Zielvereinbarungen

Schon 2007 haben das Bayerische Wissenschaftsministerium und die Universität Bamberg Zielvereinbarungen beschlossen, um den Ansturm abzufedern. Insgesamt erhält die Uni im Zeitraum 2009 - 2013 rund 14,9 Millionen Euro, um Studienplätze zu schaffen und zusätzliche Anfänger aufzunehmen. Ausbaubereiche sind Medien-, Kultur-, Sprach- und Literatur- sowie die Wirtschaftswissenschaften. Erfüllt die Uni die Vereinbarungen, kann sie mit zusätzlichen Bonus-Zahlungen rechnen. Wie viel ausgezahlt wird, hängt vom Aufbauumfang ab. Für 2010 beispielsweise wären 291 000 Euro das Maximum gewesen, die Universität hatte jedoch nicht 100 Prozent des Ausbauziels erreicht. Rund 500 000 Euro erhält die Uni, wenn sie 100 Prozent oder mehr des Ausbauziels für 2011 erreicht hat. Das entscheidet sich Anfang 2012. Die komplette Zielvereinbarung findet ihr unter *http://tinyurl.com/8x8c8zq*.

Pioniere an der Uni Bamberg

Die Epoche der Social Networks wurde schon lange eingeläutet. Die Uni Bamberg geht nur teilweise mit der Zeit.

Fast jeder Student nutzt heute Facebook, Twitter, Wer-kennt-wen und Myspace. Praktisch, um mit Freunden und Bekannten in Kontakt zu bleiben, um Veranstaltungen und Partys publik zu machen und sonstigen Sinn oder Unsinn zu verbreiten.

Seit einiger Zeit nutzen auch einige Bereiche der Universität Bamberg die Plattform Facebook. Beim Stöbern im Netz stößt man auf den Fachbereich Politikwissenschaft, den Lehrstuhl für Marketing, den germanistischen Teilbereich Neuere deutsche Literatur und die Universitätsbibliotheken. Weder die Humanwissenschaft noch die Fachbereiche Informatik finden sich auf Facebook. Hochschulgruppen sind hingegen zahlreich vertreten, genau wie offene und geschlossene Gruppen, die sich mit verschiedensten Uni-Aspekten beschäftigen.

Die im Social Network auffindbaren Teilbereiche legen Wert auf ihren Auftritt. Auf jeder der Seiten finden sich aktuelle Einträge wie Veranstaltungshinweise, neue Publikationen oder Stellenangebote. Wer mehr als nur Aktuelles erfahren will, kommt um die offizielle Internetseite der Uni nicht herum. Die Facebook-Seiten sind eine nette Ergänzung zu den bestehenden Seiten. Veranstaltungen gehen nicht mehr spurlos an einem vorbei, vor allem, wenn man nicht regelmäßig die Lehrstuhl-Seiten im Netz besucht. Uns wird alles auf Facebook präsentiert, sofern wir brav auf „gefällt mir" geklickt haben. Allerdings scheinen vielen Studierenden die Aktivitäten der Uni auf Facebook unbekannt zu sein, den mäßigen „like"-Angaben nach zu urteilen. Oder sie wollen nicht, dass die Uni über Facebook in ihr Privatleben eindringt. Wenn man sich persönlich bei Studierenden der entsprechenden Fächer umhört, bekommt man des Öfteren ein „Oh, das wusste ich gar nicht" zu hören. Hier sind die Betreiber gefordert, ihr „Pionier"-Projekt bekannter zu machen. Politikwissenschaftsstudent Philipp, 22, nutzt das Facebook-Angebot. Bei wichtigen Dingen greift er jedoch lieber auf die altgediente Uni-Internetseite zurück.

„Unser Anliegen ist es, uns nach außen zu präsentieren und gleichzeitig den Studierenden mitzuteilen, was wir eigentlich machen. Das kommt oft zu kurz im Uni-Bereich", erklärt Simon Fink vom Fachbereich Politikwissenschaft. Diese Informationen über ein vielgenutztes Medium wie Facebook zu vermitteln, ist ein kluger Schachzug, demonstrieren die Betreiber doch damit, dass sie im 21. Jahrhundert angekommen sind.

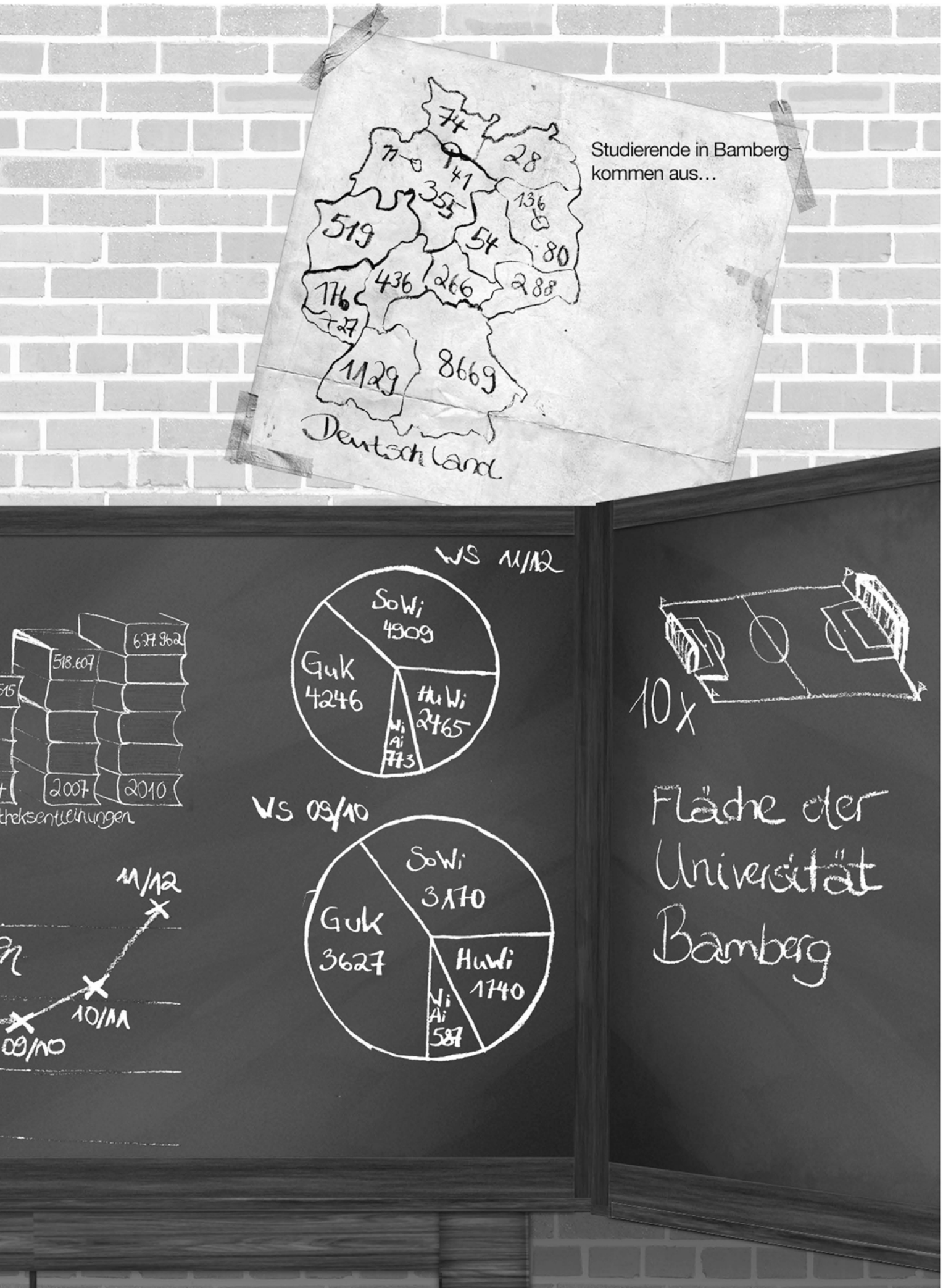
Jedoch verwundert die Tatsache, dass der Fachbereich Informatik und die Kommunikationswissenschaft keine Facebook-Seiten nutzen. Nimmt man doch an, dass gerade diese Bereiche den Trend Social Network nicht entgehen können und die Vorteile dieser Art der Kommunikation zu schätzen wissen. Das Potential von Facebook haben bis jetzt nur wenige an der Uni erkannt. Steckt eine bewusste Entscheidung dahinter oder liegen andere Gründe im Argen?

Text: Lisa Konstantinidis
Grafik: Mario Nebl

Anzeige

Die Uni in Zahlen

Wohnheimsplätze, Unihaushalt, Studierendenzahlen: So viel Statistik, dass einem der Kopf schwirrt. Wir haben die Fakten für euch veranschaulicht.


Studierende in Bamberg kommen aus…
74
28
41
355
136
519
54
80
436
266
288
176
27
1129
8669
Deutschland
WS 11/12
SoWi 4909
GuK 4246
HuWi 2465
Wi Ai 773
WS 09/10
SoWi 3170
GuK 3627
HuWi 1740
Wi Ai 587
627.962
518.607
2007
2010
11/12
10/11
09/10
10x
Fläche der Universität Bamberg

Kein Krankheits-Striptease

Nachschreiben erleichtert: Das Prüfungsamt ändert die Attestierungspraxis. Jetzt muss das Krankheitsbild nicht mehr detailliert beschrieben werden.

Lieber krank im Bett genesen als schlecht in der Prüfung gewesen – der neuen Attestierungspraxis sei Dank!

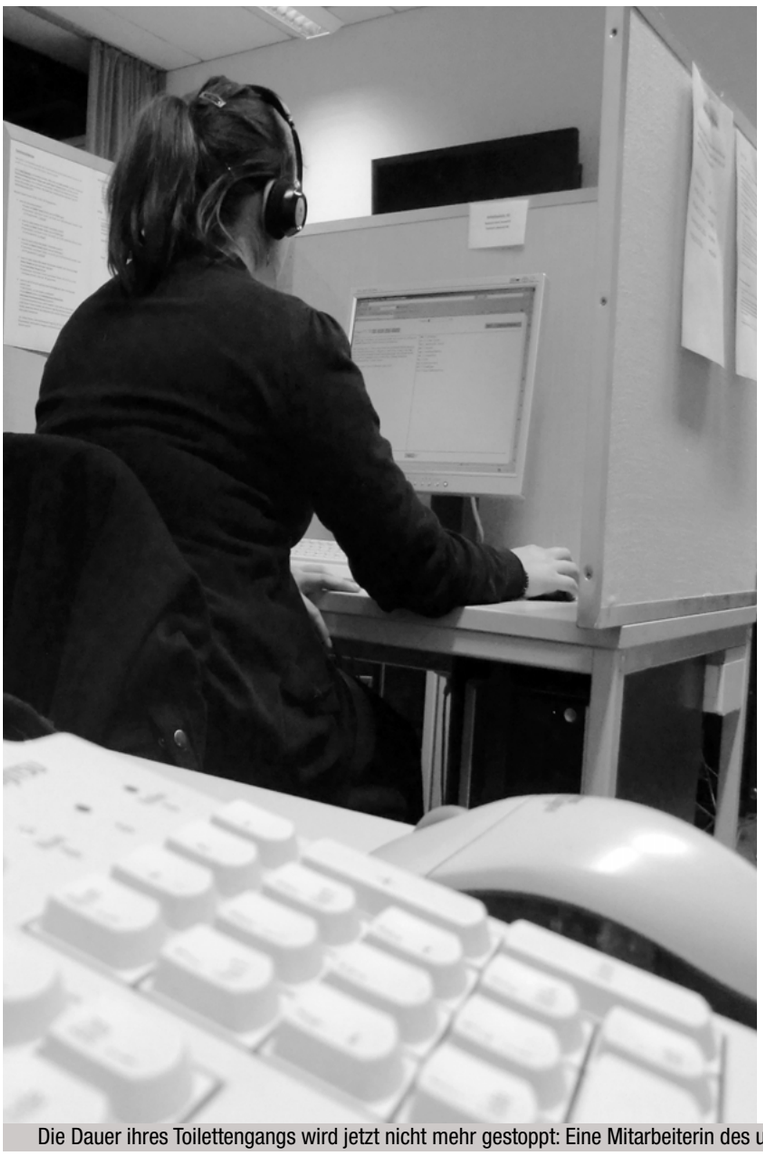
Das Prüfungsamt der Universität Bamberg hat die Attestierungspraxis geändert. Ab dem Wintersemester müssen Studierende, die von einer Prüfung zurücktreten, das „Formular für die Bescheinigung der Prüfungsunfähigkeit/ ärztliches Attest“ vom behandelnden Arzt ausfüllen lassen. In der neuen Form des Attests muss der Arzt nun bestätigen, dass „prüfungsrelevante Krankheitssymptome vor[liegen]“ und „keine Schwankungen in der Tagesform, Prüfungsstress und ähnliches“ der Auslöser sind.

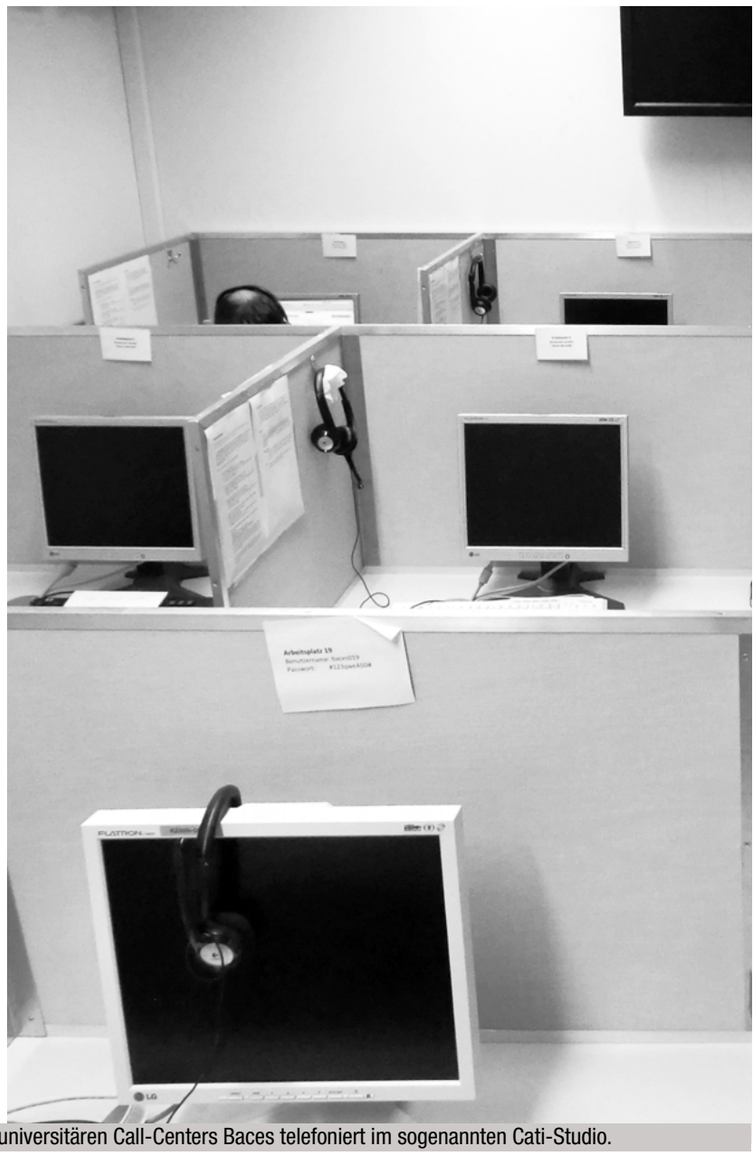
Ärztliche Schweigepflicht gewahrt Damit wird die seit annähernd sechs Jahren bestehende Praxis grundlegend verändert. Die neue Regelung gilt für Bachelor-, Master-, Magister-, Diplomstudiengänge, Zwischenprüfungen und Modulprüfungen im Rahmen der ersten Lehramtsprüfungen.
Bislang wurde bei einem Prüfungsrücktritt ein ärztliches Attest mit einer Umschreibung des Krankheitsbildes verlangt. Die Umschreibung musste die Prüfungsunfähigkeit darstellen. Damit ein Arzt diese Einzelheiten weitergeben konnte, mussten die Studierenden ihn von der Schweigepflicht entbinden und ein besonderes Attest ausfüllen lassen. Diese Sonderform des Attests kostete zehn Euro.
Immer wieder führte diese Praxis zu Unklarheiten und Unsicherheiten unter den Studierenden. Zweimal musste zum Beispiel der Lehramtsstudent Michael krankheitsbedingt zurücktreten: „Einmal reichte ein normales Attest, dann brauchte ich ein besonderes Attest mit Entbindung von der Schweigepflicht.“ Neben diesen Unklarheiten war ihm bei der Weitergabe seiner medizinischen Befunde nicht wohl. Auch die Kosten schreckten den Studenten ab.

Simulanten-Bremse abgeschafft Ein Bamberger Arzt sieht die Änderungen mit gemischten Gefühlen: Einerseits halte er die vorherige Regelung für nachvollziehbar, denn „Attest und Diagnose auf dem Attest und zehn Euro haben wahrscheinlich durchaus den einen oder anderen Simulanten abgeschreckt.“ Die Erfolgsaussicht der Neuregelung beurteilt er deswegen kritisch. Gewiefte Schauspieler bekämen weiterhin Atteste: „In vielen Situationen ist es schwer nachvollziehbar. Ich kann schwer kontrollieren, ob dem Patienten am Morgen tatsächlich schlecht war.“ Andererseits wurden durch die frühere Praxis Ärzte und Studierende pauschal verdächtigt, in der Weitergabe von Patienteninformationen sah er einen schweren Eingriff in den Datenschutz.
Die neue Praxis löst viele dieser Probleme und schafft für die Studierenden hoffentlich ein größeres Maß an Klarheit und Einfachheit beim krankheitsbedingten Rücktritt von Prüfungen.

Text: Florian Umscheid
Foto: Jana Wolf

Anzeige





Die Dauer ihres Toilettengangs wird jetzt nicht mehr gestoppt: Eine Mitarbeiterin des universitären Call-Centers Baces telefoniert im sogenannten Cati-Studio.

Außer Betrieb

Der Ottfried-Artikel über das Umfrageinstitut Baces hat ein Nachspiel: Das Call-Center musste seine WC-Funktion abschalten.

Das Zeiterfassungssystem MR-Studio Orga von Baces bleibt bis zur vollständigen Überprüfung durch den Datenschutzbeauftragten Thomas Loskarn außer Betrieb. Ottfried hatte in der letzten Printausgabe über die umstrittene WC-Funktion berichtet. Der Personalrat, die Interessenvertretung der Beschäftigten der Universität Bamberg, forderte daraufhin das Umfrageinstitut auf, die Funktion abzuschalten. Otto Band, Vorsitzender des Personalrats, bezeichnete die Erfassung der WC-Zeiten als „sehr unglückliche Angelegenheit, um es freundlich auszudrücken." Datenschützer Loskarn wollte sich gegenüber unserer Zeitschrift nicht zu dem Fall äußern.

Die Baces-Mitarbeiter mussten für Pinkelpausen einen speziellen Button aktivieren. Daraufhin leuchtete ihr Bildschirm flammend-rot auf und eine Stoppuhr begann zu laufen – bis die Mitarbeiter sich wieder anmeldeten. Ein Toilettengang, auf die Sekunde genau erfasst und für alle im Umfragestudio sichtbar. Schon kurz nach der Einführung gab es Proteste gegen das neue System, die Studierenden fühlten sich kontrolliert und durch die Zeitanzeige am Bildschirm öffentlich bloßgestellt.

Einführung war rechtswidrig Auch Arbeitsrechtler zeigten sich empört über die Überwachungssoftware. Marc-Oliver Schulze, Fachanwalt für Arbeitsrecht, sagte gegenüber Ottfried: „Die öffentliche Zurschaustellung der Toilettenzeiten verletzt die Mitarbeiter in ihrem Persönlichkeitsrecht. Das muss und sollte sich kein Beschäftigter gefallen lassen."

Die WC-Kontrolle blieb nicht das einzige Problem: Die Baces-Leitung hätte bei der Einführung der neuen Zeiterfassungssoftware den Personalrat und den Datenschutzbeauftragten der Universität Bamberg informieren müssen. Der Personalrat ist, laut dem Bayerischen Personalvertretungsgesetz (BayPVG), bei der Veränderung der Arbeitsbedingungen zu beteiligen. Der Datenschutzbeauftragte muss automatische Verfahren, bei denen personenbezogene Daten verwendet werden, ebenfalls erst freigeben. Beide Stellen waren nicht über die Neuerungen informiert. Damit war die Maßnahme rechtswidrig und unwirksam.

Auch der Ruf des Call-Centers als studentischer Arbeitgeber leidet unter der Datenschutzpanne. Aus dem Umfeld des Instituts wird berichtet, dass immer weniger Studierende wegen der Vorfälle Lust hätten, für Baces zu telefonieren. Baces habe zwar auf dem Papier noch genügend Mitarbeiter, viele davon seien jedoch „Karteileichen", die nicht mehr regelmäßig arbeiten würden. „In der nächsten Woche" (Anm. d. Red.: KW48), so heißt es in einer internen E-Mail der Projektleitung, „wird nicht gearbeitet." Es gebe schlicht keine neuen Projekte.

Text: Philipp Woldin
Fotos: privat

Sozialobjekt Student

Studierende sind nicht nur an der Uni, um Bücher zu wälzen, Skripte zu lernen oder Hausarbeiten zu schreiben. Sie treffen auf die unterschiedlichsten Menschen, zu denen alle erdenklichen Beziehungskonstellationen möglich sind. Auf den nächsten Seiten lernt ihr diese aus wissenschaftlicher Perspektive kennen (S. 16), erfahrt, welche WG-Typen es gibt (S. 17), leidet und fühlt mit älteren Semestern (S. 18) sowie Erstsemestern (S. 19) und erhascht einen Blick unter Bambergs Bettdecken (S. 20). Auf dieser Seite sagen euch die Mitarbeiter der Uni Bamberg, wie ihr täglicher Kontakt mit Studierenden aussieht.

Danuta Stefaniszyn-Krämer, Mitarbeiterin der Feki-Cafeteria

„Ich wechsle mit jedem Studenten an der Kasse ein paar Worte. Dank der Ausweise kenne ich viele mit Namen – oft bin ich per du, die Studenten sind ja fast wie meine Kinder! Manche Studenten von früher sind jetzt Dozenten; die duze ich immer noch. Von vielen Studierenden kriege ich Karten geschickt, die hängen in der Cafeteria an der Wand."

Claudia Seidel, Sekretärin am Institut für Kommunikationswissenschaft

„Viele der Studierenden suchen Rat und sind dankbar, wenn man ihnen weiterhelfen kann bezüglich FlexNow oder wenn man ihnen den richtigen Ansprechpartner für ihr Problem nennen kann. Jede Sekretärin ist da die erste Ansprechstelle. Ab und zu können die vielen Nachfragen zwar auch nerven, aber es ist besser, sie fragen lieber einmal mehr, bevor sie etwas falsch machen. Ich war ein bisschen traurig, als mit der FlexNow-Umstellung immer weniger persönlich zu mir kamen, da ich unsere Studierende alle sehr gerne mag.
Ganz selten wird versucht, den guten Kontakt auszunutzen. Es gibt immer schwarze Schafe, die denken: „Na, die Sekretärin tricks' ich aus." Aber ich lass mich nicht austricksen. Insgesamt erlebe ich wirklich viele sehr nette Studenten und Studentinnen, von denen manche auch hinterher mal schreiben, wie es ihnen so geht."

Christiane Lauterbach, Geschäftsführende Diplom-Bibliothekarin der TB 4

„Unser Kontakt mit Studierenden spielt sich hauptsächlich an der Ausleihtheke ab. Ich gebe zusätzlich dann noch die Einführungskurse. Viele begegnen uns relativ unsicher, vor allem am Anfang. Gerade für Erstsemester sind wir manchmal Ansprechpartner für alles Mögliche, was auch über die Uni hinausgeht, zum Beispiel: „Wo ist der nächste Briefkasten? Wo finde ich was in Bamberg?" Da gibt man natürlich gerne Auskunft.
Mit der steigenden Studierendenzahl kennen wir auch nicht mehr so viele wirklich besser. Am Anfang ist es für uns eine große Masse an unbekannten Gesichtern. Von manchen Stammnutzern wissen wir aber auch die Namen, was sie studieren oder was ihr Fachgebiet ist. Im Großen und Ganzen ist der Kontakt sachlich, aber wirklich freundlich und locker."

Prof. Friedhelm Marx, Lehrstuhlinhaber Neuere Deutsche Literaturwissenschaft

„Mein Kontakt mit Studierenden beginnt früh morgens, wenn ich mein E-Mail-Postfach durchsehe. Dann geht es weiter in Sprechstunden, nach Veranstaltungen oder in dringenden Fällen auch irgendwann zwischendurch. Dabei werden fachliche und studientechnische Fragen besprochen, mitunter erreichen mich auch persönliche Probleme, beispielsweise Schreibblockaden oder Prüfungsängste. Bei letzterem versuche ich natürlich, die Betroffenen zu beruhigen, in erster Linie aber entsprechend weiterzuvermitteln, denn da bin ich ja auch nur Laie. Im Vergleich zu meiner Studienzeit, wo Professoren noch viel unerreichbarer waren, hat sich das Verhältnis Student – Professor heute deutlich entspannt. Das ist sehr erfreulich. Ab und zu gibt es aber auch Merkwürdiges, zum Beispiel, wenn eine E-Mail an mich mit „Hallöchen“ beginnt. Immerhin ein Zeichen, dass es eine Scheu, Professoren anzusprechen, nicht mehr so gibt.“

Maria Steger, Leiterin der Studentenkanzlei

„Wir legen Wert darauf, Studierende bei der Einschreibung persönlich zu begrüßen. Dann geben wir auch Tipps, wie sie gut ins Studium kommen. Aber nicht alle, die eine Auskunft brauchen, können in die Studentenkanzlei kommen, deswegen verschicke ich viele E-Mails. Für mich ist der ideale Kontakt mit Studierenden, dass sie immer kommen, wenn sie Sorgen haben.“

Sebastian Slawik, Tutor für Mittelalterliche Geschichte

„Ich treffe die Studierenden aus meinem Tutorium oft auch in der Bibliothek oder irgendwo in der Uni. Dann grüßt man sich und wenn sie Fragen haben, können sie dann auch gerne fragen. Ich mache das jetzt schon sechs Semester lang. Dabei möchte ich nicht unbedingt eine Autoritätsperson sein. Es reicht schon, dass ich vorne stehe und denen etwas erzähle. Ich lass mich ja auch duzen, alles andere wäre seltsam. Bei manchen, denen man anmerkt, dass sie eine Frage auf der Zunge haben, würde ich mir wünschen, dass sie lockerer auf mich zugehen. Einmal war mein Nachbar aus meinem Heimatdorf bei mir im Tutorium, das war schon etwas komisch. Aber mit einigen bin ich heute sogar noch gut befreundet.“

Robert Stein, Mitarbeiter IT für Studierende

„Wenn man zu uns will, klopft man im Rechenzentrum ans Fenster – wir sind als IT-Abteilung für Studierende direkte persönliche Ansprechpartner und haben daher viel persönlichen Kontakt. Also sind unsere Kunden eher unsere Freunde, denn wir sind direkt für die IT-Probleme der Studierenden da. Tiefere Freundschaften zwischen Studierenden und mir gibt es vor allem mit meinen HiWis – wir unternehmen auch in der Freizeit öfter was miteinander. So funktioniert unser Team gut!“

Interviews und Fotos: Maximiliane Hanft, Viktoria Klecha

Mehr Weizenfeld als Botanischer Garten

Wie die Bologna-Reform sich auf unsere Beziehungen an der Uni auswirkt? Eine Psychologieprofessorin und ein Soziologieprofessor wissen die Antwort.

Heutzutage sind Studierende viel mehr als vor der Umstellung auf Bachelor und Master in Klassenverbänden organisiert, findet Prof. Judith Volmer: „Wo es früher möglich war, sich gar nicht zu begegnen, auch wenn man im selben Semester war, weil man ganz verschiedene Veranstaltungen besuchte, haben wir heute Kohorten, da die einzelnen Module strikter getaktet sind.“ Die 35-Jährige vertritt den Lehrstuhl für Organisations- und Sozialpsychologie an der Universität Bamberg und forscht dabei vor allem zu den Themen Führung, Karriere und Berufserfolg, sowie Emotionen bei der Arbeit.

Auch Gerhard Schulze, geboren 1944, der hier bis zu seiner Eremitierung 2009 den Lehrstuhl für Methoden der empirischen Sozialforschung inne hatte und auch heute noch mit Debattierseminaren zu aktuellen Diskursen in der Lehre aktiv bleibt, erinnert sich: Es habe früher eine große, fast zu große Freiheit gegeben. Heute würden die Studierenden eher in ein Kanalsystem gezwängt werden: „Das hat etwas Entlastendes und Zielgebendes, fordert einen aber gleichzeitig nicht mehr dazu heraus, erwachsen zu werden und sich aus eigenem Entschluss seinen Platz in der akademischen Welt zu suchen, an dem man wachsen und gedeihen möchte.“

So gleiche die Universität heute „mehr einem Weizenfeld als dem Botanischen Garten. Alle streben dieselben Wege entlang, während wir uns früher unsere Freunde auch danach suchten, wer sich ähnlich durchs System arbeitete!“ Doch auch die Dozenten, die innerhalb dieses Systems handeln, haben die unterschiedlichsten Beziehungen zu ihren Studierenden und können dabei auch ganz verschiedene Rollenfunktionen einnehmen, wie etwa Lehrer, Mentor, Vorbild oder bloßer Wissensvermittler.

> Früher ging man noch in die Bib, um Leute zu treffen, heute ist das virtualisiert!

Judith Volmer wünscht sich, dass „zwischen Dozenten und Studierenden nicht nur ein einseitiger Kanal besteht“, sondern gegenseitiger Informationsaustausch, Denkanstöße sowie Respekt und Wertschätzung. Eine wichtige Variable sei natürlich für Dozenten wie Studierende die Größe des Studiengangs: „Hier in der Psychologie kenne ich alle Studierenden vom Sehen, viele auch mit Namen.“

Jedoch wirkten sich, in kleinen wie großen Studiengängen, nicht nur die sozialen Medien auf studentische Beziehungen aus: „Durch den Virtuellen Campus und ähnliches ist es sehr introvertierten Menschen möglich geworden, vieles von zuhause zu erledigen“, erzählt sie, „und sich praktisch gar nicht mehr integrieren zu müssen. Früher ging man dafür noch in die Bibliothek, traf Leute und tauschte sich aus, heute ist dies virtualisiert!“

Doch wer sich hinauswagt ins Biotop der Uni wird innerhalb wie außerhalb der Seminarräume auf Exemplare der eigenen Gattung treffen. Besonders spannend wird dies, wenn dabei Herzklopfen ins Spiel kommt und sich feste Beziehungen entwickeln.

Ein erheblicher Teil der Studierenden führt zudem eine Fernbeziehung, wobei deren Anteil durch die Umstellung auf das Bachelor-Master-System und routinemäßige Studienortswechsel nach drei Jahren sogar noch gestiegen sein dürfte. „Da ist die Fernbeziehung eine Frage, die sich für fast alle in Ihrer Generation irgendwann einmal stellen wird“, sagt Schulze.

„Meiner Erfahrung nach wird man damit jedoch auf Dauer nicht erreichen, was eine Beziehung am selben Ort schafft. Man könnte auch sagen: Facebook ersetzt die face-to-face-Situation nicht! Im persönlichen Kontakt spielen sich einfach Dinge ab, die absolut auf die Präsenz beider angewiesen sind und nicht virtualisiert werden können.“ Er führt weiter aus: „Private Beziehungen, intime Bindungen, das ist der Humus, in dem wir unsere Wurzeln schlagen, und etwas ganz Wertvolles, das heute jedoch bedroht ist!“

Schon länger beobachtet der Soziologe, dass sich Menschen irgendwann den modernen Ansprüchen an die eigene Mobilität nicht mehr beugen möchten: „Nach Jahren in New York, Tokio oder Toronto stellen viele fest, dass man doch ganz ähnliches vorfindet: dieselben neonerleuchteten Räume, dieselben Leistungszwänge, dieselben ökonomischen Bedingungen, dieselben Coffeeshops, bloß nicht dieselben Leute!“

Text: Katharina Ortmanns
Fotos: Dominik Schönleben

Ein Kuss, ein Abschied, und er ist weg.

Und welcher WG-Typ bist du?

In Bambergs Wohngemeinschaften wird gehasst, gefeiert und gegluckt. Drei Ottfried-Redakteure berichten aus ihren vier Wänden.

Die Glucken-WG

Wie bei Mama, nur schlimmer! Ungefähr das waren meine Gedanken, nachdem ich ein paar Wochen in der neuen WG wohnte. Super, dachte ich am Anfang. Alle verstehen sich gut, denn nichts ist schlimmer als eine reine Zweck-WG. Doch kurz nach dem Einzug ging es los: „Wo gehst du hin?", „Wann kommst du wieder?", „Was machst du gerade/ heute Abend/ nächste Woche?"

Mal ganz davon abgesehen, dass jeden Tag gemeinsam gekocht, gegessen, Film geschaut, Spiele gespielt, oder Party gemacht wurde. In Maßen sind solche WG-Unternehmungen cool und machen Spaß. Aber meine Mitbewohner hockten jeden Abend bis spät in die Nacht zusammen. Dass ich währenddessen öfter mal einsam und alleine in meinem Zimmer sein wollte, traf auf völliges Unverständnis. Es ist schon skurril, wenn alle fünf Minuten jemand in der Tür steht, nur um zum x-ten Mal zu fragen, „Was geht?" (auch nicht mehr als vor fünf Minuten!).

Allein der Besuch der Küche war ein Spießrutenlauf, immer mit dem Ziel verbunden, nicht in ein Gespräch verwickelt zu werden. Ich unterhalte mich wirklich gerne und viel, aber nicht, wenn ich nur ein Glas Wasser holen will und dafür jedes Mal eine halbe Stunde brauche.

Ich dachte, ich ziehe zu Hause aus, damit ich mehr Freiheiten habe. Aber mit solchen Glucken kann man wirklich nicht rechnen. Ich habe auch noch ein eigenes Leben und wenn selbst eine geschlossene Zimmertür einfach übergangen wird, ist es vorbei mit der Geselligkeit. Nach fünf Monaten war Schluss. Nun bin ich in meiner Einzimmerwohnung glücklich und zufrieden. Eine WG? Nie wieder!

Text: Anja Stritz

Die Kumpel-WG

„Geh nicht schon wieder raus!" Andy hat sich vor mir aufgebaut während ich mich vom Sofa erheben will. „Wirklich, Eddi, lass es!", sagt Karl. Die beiden sind meine neuen Mitbewohner. Eddi bin ich, aber manchmal reagiere ich noch nicht darauf. Denn Eddi heißt in Wirklichkeit Catalina. Das fanden die Jungs aber zu lang. „Die Packung ist eh fast leer!" – Rauchen darf man in dieser WG nur auf dem Balkon. Entgegen aller Klischees halten die Jungs sehr viel von Ordnung, Hygiene und guter Luft. „Mensch Eddiiiii!", grölt Andy in mein Gesicht. Der Versuch, die Küche zu verlassen, ist zwecklos, also lasse ich mich wieder nach hinten fallen.

„Du *bist* Raucher!", unterstellt mir Karl. „Stimmt nicht," keife ich. „Das ist wirklich meine letzte Zigarette!" Allein aus Trotz will ich jetzt eine rauchen. Karl sieht mich mit großen Augen an und nickt. „Die Letzte schmeckt bekanntlich immer am besten!" Andy ergänzt: „Wenn du tatsächlich nicht süchtig bist, kannst du auch auf diese eine verzichten!" So geht das noch fünf Minuten und die Gehirnwäsche sitzt. Ich schaue nach oben, von Karl zu Andy, von Andy zu Karl. „Ich danke euch!"

Zwei Wochen später: Der Alltag hat begonnen. Mit Jens ist unser Quartett komplett. Der Putzplan steht. Wenn man nach Hause kommt, wird man von einem Hallo empfangen, abends wird gemeinsam in der Küche gechillt, gefeiert oder Film geschaut.

Das Rauchen habe ich ad acta gelegt. Wenn nun etwas in der WG qualmt, ist das entweder Jens, der sich alleine eine Zigarette ansteckt – ohne von den anderen Jungs bekehrt zu werden –, die Kohle auf Karls Shisha, oder „Was stinkt hier so?", fragt Andy. „Oh Gott, der Toaster brennt!" Typisch Mädchen fasse ich mir mit beiden Händen an die Backen, der Mund steht offen. Eddi hat versagt. Andy bleibt ruhig, zieht den Stecker raus und pfeffert die rauchenden Brotscheiben zur Balkontür hinaus. Der Regen erledigt den Rest, wir fangen an zu lachen.

Text: Catalina Paniagua

Die Hass-WG

Im WG-Leben lernt man, tolerant zu werden. Das ist toll und mitunter harte Arbeit. Diese Errungenschaft kann jedoch durch Nach-mir-die-Sintflut-Zwischenmieter binnen weniger Tage zerstört werden. Wenn sich diese Gedankenfolge ständig wiederholt: „Rausschmeißen? – Sind ja nur noch zwei Wochen. – Zwei Wochen können verdammt lang sein!" dann einfach Gedanke Nummer eins ausführen. Unterlassen kann zu vollkommener Intoleranz führen oder gar ungeahntem Aggressionspotenzial, gepaart mit Selbstzweifeln (bin ich zu spießig?) und Verlust des Glaubens an die Menschheit (was erwarten die eigentlich?). Oder man nutzt die Chance und bildet sich autodidaktisch zum Anti-Aggressionstherapeuten aus.

Ich zum Beispiel rege mich kaum noch darüber auf, dass mein Mitbewohner das Nichtrauchergesetz in meiner Wohnung ignoriert oder das dreckige Geschirr im Zimmer lagert seit in der Küche steht: „Geschirr bitte sofort abwaschen oder nicht benutzen!"

Es macht mir fast nichts mehr aus, dass ich die Miete erst nach sechsmaligem Auffordern bekomme und er den Inhalt meiner Kulturbeutel mitbenutzt – seine Haare lässt er dafür in der Dusche.

Ich bin sogar dabei, mich darauf einzustellen, dass er sonntagmorgens meinen letzten Schluck Milch verbraucht, weil seine vergammelt ist. Während er meine leere Packung zurück in den Kühlschrank stellt, wirft er seinen halben Liter Mozzarellamilch in den Mülleimer – wahrscheinlich findet er den Gestank beim Ausleeren nicht so schön.

Noch nicht völlig gleichgültig ist mir, dass die Nudelboxen vom China-Mann samt meines Edelstahl-Bestecks ebenfalls im Müll landen, er meinen Orangendirektsaft mit Wasser auffüllt (für wie blöd hält er mich?) und seine Klamotten im Backofen trocknet, weil er sie abends wieder anziehen will.

Ein klitzekleines Kilo Wut verspüre ich auch, wenn ich am Geruch merke, dass jemand in meinem Bett geschlafen hat, als ich nicht da war. In solchen Momenten frage ich mich, was eigentlich gegen handfeste Vorurteile spricht. Ich jedenfalls nehme nur noch Bewerber mit tadellosem WG-Führungszeugnis!

Text: Katharina Müller-Güldemeister

Einsam? Freunde aus Kartoffelbrei basteln, ist keine Lösung.

Alte Freunde vermisst

Mit der Zahl der Semester sinkt die Zahl der Freunde: Haben sie den Abschluss in der Tasche, ziehen sie von dannen.

Dienstags waren sie immer zum Schafkopfen verabredet, donnerstags gingen sie häufig ins Kino, Freitag um 13 Uhr war ihre feste Mensaverabredung. Auch sonst trafen sie sich ständig, überall, immer. Fast dreieinhalb Jahre lang sah Lauras Sozialleben so aus. Jetzt hat sie die ganze Woche Zeit – die meisten ihrer Freunde sind im letzten Jahr mit dem Studium fertig geworden.

Nur Laura, die ist noch in Bamberg. Und Opfer eines typischen Studierendenleidens: dem ständigen Abschiednehmen von Freunden.

Zu Beginn des Studiums ist die Universität eine Verheißung, vor allem in sozialer Hinsicht – in Bamberg könnte man seinen Freundeskreis derzeit aus über 12 000 Studierenden auswählen. Es gibt zahllose Möglichkeiten, Leute kennenzulernen. Trotzdem bildet sich bei den meisten Studierenden nach einer mehr oder weniger langen Orientierungsphase ein fester Freundeskreis, der das Freizeitleben wesentlich bestimmt.

Das Ganze fühlt sich manchmal ein wenig wie Schule an: Man wird zusammen älter, klüger, sammelt ähnliche Erfahrungen in Uni und im Privatleben, teilt sein ganzes Leben mit diesen guten Freunden.

Aber anders als in der Schule, wo Freunde (meist) im selben Jahr Abitur machen, bestehen Unifreundeskreise oft aus Studierenden verschiedener Fächer, verschiedener Abschlüsse, verschiedener Semester. Mit dem Ergebnis, dass die Freunde in unterschiedlichen Zeiträumen ihr Studium beenden. Blöd ist das vor allem dann, wenn man zu einem der Letzten des Freundeskreises gehört, die noch studieren.

Abschiednehmen Am Anfang war das Abschiednehmen für Laura noch nicht sonderlich schwer. Lustige Abschiedsfeiern standen an und die Aussicht, die Freundin bald in Hamburg besuchen und über die gute alte Studienzeit ratschen zu können, tröstete über die ersten Wegzügler hinweg. Doch irgendwann kam keine Schafkopfrunde mehr zusammen. Dann verließen drei ihrer besseren Freunde Bamberg auf einen Schlag. Laura begann zu realisieren, dass ihrem Bamberger Leben etwas fehlte – die Menschen, die ihr immer wichtig, die immer da gewesen waren.

Bitter wird das studentische Abschiednehmen besonders dadurch, dass der Freundeskreis in dieser Konstellation wohl nie mehr viel Zeit miteinander verbringen wird. Uniabsolventen verschlägt es nun mal in alle Himmelsrichtungen, wer weiß da schon, wann und für wie lange man sich wieder sieht. Und machen wir uns nichts vor: Mit Facebook, Skype und Co (lebt StudiVZ eigentlich noch?) lassen sich Freundschaften zwar erhalten, aber es ist nicht das gleiche, wie gemeinsam um die Häuser zu ziehen.

Laura bemerkte auf einmal, dass ihr nicht nur immer mehr ihrer eigenen Freunde fehlten, sondern dass sie auch das Gefühl hatte, immer weniger Gesichter in der Austraße, der Mensa oder auf WG-Partys zu kennen.

Die gute alte Zeit In einer solchen Situation bleiben zwei Möglichkeiten: Entweder man arrangiert sich mit den übriggebliebenen Leuten, die man kennt. Bemerkt, dass das Leben auch ohne die besten Freunde weitergeht. Oder stellt auf einmal fest, wie viele interessante Studierende man bisher gar nicht wahrgenommen oder kennengelernt hat. Den Versuch, neue Freunde aus den jüngeren Semestern zu finden, lässt man allerdings schnell wieder bleiben, wenn man drei Mal von einer 19-Jährigen gefragt wird, welche Leistungskurse man denn besucht habe. Spätestens zu diesem Zeitpunkt beginnt man, die guten alten Zeiten zu verklären. Und sich furchtbar alt zu fühlen.

Deshalb hat sich Laura für die zweite Möglichkeit entschieden: Jetzt, wo sie nicht mehr von Freunden abgelenkt wird, die mit ihr Bier trinken gehen wollen, schreibt sie endlich ihre Diplomarbeit fertig. Und fährt ihre Freundin in Hamburg besuchen.

Text: Mechthild Fischer
Foto: Stephan Obel

Neue Freunde gesucht

Am Anfang des Studiums nimmt das Freunde finden fast mehr Zeit ein als die Uni. Ein Ersti erzählt ihre Leidensgeschichte.

Die Möbel stehen – aber wie sieht der Einzug ins neue Leben aus? Gerade eine Woche habe ich es in Bamberg ausgehalten. Heimweh – für mich bisher ein Fremdwort – gewinnt plötzlich an Bedeutung. Ende September ging es los mit den inoffiziellen Abschiedsfeiern daheim. Woche für Woche verstreute sich unser fester Freundeskreis über ganz Deutschland. Dieses Wochenende ist meine Verabschiedung. Zum Herzschmerz auf der Fahrt nach Bamberg kommen zahlreiche Fragen: Erwartet mich jetzt die Zeit meines Lebens, Freundschaften für's Leben? Dank der Deutschen Bahn habe ich vorerst einen misslungenen Start. Sechs Stunden für die Fahrt von Stuttgart nach Bamberg: Umweg über Nürnberg, letzte S-Bahn nach Bamberg. Beladen mit einem zu schweren Rucksack und meinem Fahrrad hetze ich von Bahnsteig zu Bahnsteig – und Bahnsteige sind nachts um halb zwölf düster und einsam. Ah, da ist noch jemand. In meiner Not frage ich den jungen Mann, ob er mir beim Einsteigen helfen könne. Damit rette ich nicht nur das Einsteigen, sondern auch die Fahrt. Entscheidende Gemeinsamkeiten: Daniel ist auch Erstsemester der Universität Bamberg und Opfer der Deutschen Bahn.

Spät in der Nacht stehe ich endlich vor einer Tür: der Tür zu meinem neuen Zuhause. Es ist still, meine Mitbewohner schlafen schon. Bevor ich in mein Bett falle, hinterlasse ich meine erste WG-Botschaft: „Guten Morgen ihr zwei, ich wünsche euch einen guten Start! Freu` mich auf unsere gemeinsame Zeit – und wie! Bis heute Abend."

Spektakulär ist mein Stundenplan die ersten Tage nicht. Stress bereitet etwas anderes – Freunde finden. In den Univeranstaltungen duellieren sich alle um einen Platz, auf Facebook im „Freunde hinzufügen". Und ich? Ein freundliches „Hallo" vom Nebensitzer ist noch unwahrscheinlicher als eine Freundschaftsanfrage im sozialen Netzwerk. Ersti-Gruppe, KoWi-Gruppe, Bamberger-Party-Gruppe... ähm ja. Zugegeben, man könnte ja was verpassen. Aber was einem wirklich die Laune verdirbt: Überall sind besetzte Plätze, die bis nach Vorlesungsbeginn für Freunde freigehalten werden. Zum Glück schenken die Mitbewohner den kleinen Studentenabenteuern mehr oder weniger freiwillig Gehör. Abenteuerlich? Ich hab mich tatsächlich in meiner ersten Politikvorlesung gemeldet. Mein Puls rast, Kopf knallrot, Atem stockend, Augen alle auf mich gerichtet. Zumindest bilde ich mir das ein. Nachdem das Adrenalin wieder verflogen ist, bahnt sich in meiner nächsten Veranstaltung eine negative Botschaft an.

Erste Frage der Dozentin: „Wer von Ihnen hat im April Geburtstag?" Schon war die Hand in der Luft. Nachgedacht, weniger. Folgen, schwerwiegend: Dank der Meldung kann ich an der Übung nicht teilnehmen. Beleidigt, schockiert und wütend packen die April-Kinder ihre Sachen zusammen. „Der April ist toll", trotzt eine Kommilitonin. Ich stimme zu und jedes Mal, wenn wir uns seit diesem Ereignis über den Weg laufen, lächeln wir uns an und denken an den schlechten April-Scherz mitten im Oktober zurück.

Klar fehlt die beste Freundin – der Festnetzanschluss kommt erst noch – aber mehr als ein „Wie war dein Tag?", gemeinsames Kochen und gemeinsames Lachen erwarte ich vom Anfang gar nicht. Unverhofft entpuppen sich neue Leute als potentielle Freunde...

Text: Sarah Dann

> Stress bereitet nicht der Stundenplan, sondern das Freunde finden.

Anzeige

Was geht in Bambergs Betten?

Vögelt's sich in St. Tropez besser als in Bamberg? Ottfried deckt (die Bettdecken) auf. So zufrieden sind Bamberger Studierende mit ihrem Sex.

Dominik, 18, iBWL Geht so. In der Uni nicht so richtig. Eher auf den Partys. Ich spreche Frauen total spontan an. Ich habe da keine vorgefertigte Strategie. Aber Partys in Bamberg sind nicht gut, um Frauen kennen zu lernen. Nizza oder Saint-Tropez, da ist einfach die Stimmung besser. Mir war die Uni wichtig, nicht die Partys.

Patricia, 20, KoWi Zufrieden. Ergibt sich bei mir nur am Wochenende, da ich eine Fernbeziehung habe. Bis jetzt läuft's ganz gut. Fahre ja jede Woche nach Hause. Man freut sich jetzt viel mehr aufeinander. Wenn mein Freund fremdgeht, dann gibt's Ärger.

Noch mehr Sexleben auf

OTTFRIED.DE

Jenny, 22, BWL Relativ. Ich habe dieses Jahr auf dem Oktoberfest meinen Freund kennengelernt und seitdem bin ich in einer Fernbeziehung. Zufriedener als vorher bin ich trotzdem. Mal schauen, wie das jetzt läuft. Ich lerne Männer meistens über Freundes-Freunde kennen – nicht in Clubs, wo du dann mit einem Heim gehst.

Leonard, 20, KoWi Meine Freundin ist gerade im Ausland – seit fast zwei Monaten. Das ist super scheiße. Die macht Au-pair in Washington, USA. Danach kommt sie hierher nach Bamberg. Ich kenne Leute, da ist das in so einer Situation gefährlich. Die gehen da mal fremd. Aber bei mir nicht. Nicht abends auf den Partys ist das am gefährlichsten, sondern im Uni-Leben allgemein.

Umfrage: Dominik Schönleben
Fotos: Katharina Ortmanns

Obwohl die Schweiz so teuer ist, weiß Stefanie, wie sie sich das Leben in Fribourg dekadent versüßen kann.

La vie en Suisse

Unsere Redakteurin Stefanie Dietzel verbringt ein Auslandsjahr in der französischen Schweiz, genauer in Fribourg. Die Schweiz ist laut Steffi ...

… vor allem eins: teuer. Das hat mir zumindest mein Vater erklärt. Das Land, in dem ich die nächsten zehn Monate leben würde, schleppte also die Last eines nicht ganz so netten Vorurteils mit sich rum. Super. Und wo wir schon mal bei Klischees sind – hier eine Liste meiner Top drei: Käse, Schokolade, Wein.

Bewaffnet mit einem Gefühl irgendwo zwischen immenser Vorfreude auf jede Menge Schokolade und der Angst davor, mir diese nicht leisten zu können, machte ich mich Anfang September auf nach Fribourg. Das ist jetzt schon fast drei Monate her (tempus fugit!). Zeit also, um an meinem Bild über das Land mit den Bergen zu arbeiten.

Fribourg selbst ist eine vergleichsweise kleine, mittelalterlich-gotisch anmutende Stadt mit wirklich ganz wunderbarem Altstadtteil und Fluss – und einem Haufen Kreisverkehre.

Schon bei meinem ersten Spaziergang durch die Straßen fiel mir auf: Bei Zebrastreifen halten die hier tatsächlich auch an! Ich weiß jetzt schon, dass dieses schleichende, immer größer werdende Gewöhnen an umsichtige Autofahrer zurück in Deutschland fatale Folgen haben könnte. Man gewöhnt sich schon erschreckend schnell an etwas.

Das ist vorteilhaft, wenn man mal die Sprache hier betrachtet. Deutsch-Französisch, mit Schweizer Einschlag versteht sich. Und ich muss dazu sagen: Mein Drei-Jahre-Schulfranzösisch ist mies. Richtig mies. Mittlerweile klappt das mit dem Reden allerdings ganz gut – sogar in ganzen Sätzen. Was sich allerdings deutlich verbessert hat, ist mein Englisch. In einer viersprachigen WG, wie der meinen, ist es anfangs gar nicht so einfach, einen gemeinsamen Nenner zu finden, was die Sprache angeht. Auf persönlicher Ebene allerdings funktionierte die Annäherung erstaunlich schnell. Wie das eben so ist, wenn sich eine handvoll Menschen ähnlich desorientiert, verwirrt und auch ein klein wenig verloren fühlen. Glücklicherweise blieben auch noch nach dem Aussieben der Zwangsbekanntschaften aus dem großen Pott neuer Menschen genug tatsächlich potentielle Freundschaften übrig.

> Meine drei liebsten Klischees: Käse, Schokolade, Wein.

Nachdem die ersten zehn bis vierzehn Tage noch unter die etwas unstrukturierte und konfuse Eingewöhnungsphase fielen, kehrte mit Beginn der Vorlesungen Mitte September eine gewisse Strukturiertheit, und somit fast so etwas wie Alltag, ein.

Es hat sich schnell herausgestellt, dass ich mit meiner hiesigen Kurswahl äußerst zufrieden sein kann. Auch die freien Stunden kann ich ziemlich gut mit mehr oder weniger sinnvollen Dingen füllen.

An den Wochenenden sind wir oft damit beschäftigt, die Schweiz im Allgemeinen und das Fribourger Umland im Speziellen zu erkunden. Da ist es natürlich praktisch, dass man eigentlich nie länger als zwei Stunden im Zug ausharren muss. Außerdem praktisch: Bern (große Stadt, viel zu sehen, jede Menge Menschen) ist gerade mal eine halbe Stunde weg von hier. Was man ansonsten aus den Zugfenstern sehen kann, sind, wie man es auch gar nicht anders erwartet, Wiesen mit Tieren (hauptsächlich Kühe, sofern diese nicht in einem festlichen Umzug in diversen Dörfern präsentiert werden), kleine Holzhütten und vor allem Berge. Irgendwo müssen die ja herkommen, die ganzen Klischees. Und weil es stimmt, dass hier sehr viel sehr teuer ist, treffen wir uns auch mal auf eine Flasche Wein und Schokolade zu Hause, bevor wir ausgehen. Das kann man sich nämlich leisten.

Text: Stefanie Dietzel
Foto: Wanda Graf

Das liebe Geld

Linus und Minu haben sich wieder eine Woche lang intensiv selbst beobachtet. In dieser Ausgabe: Knete, Kröten, Asche und Moneten.

Minus Geld-Tagebuch

Montag Es ist mal wieder Zeit, dm einen kleinen Besuch abzustatten. Da muss ich sowieso hin, weil ich noch ein paar Kleinigkeiten „brauche". Tu ich wirklich! Doch womit ich am Ende aus dem Drogeriemarkt gehe, hat dann mit „Brauchen" nicht mehr viel zu tun. Oh, da gibt es ein neues Shampoo. Die Marke habe ich ja noch gar nicht ausprobiert. Ich habe zwar noch zwei angebrochene Flaschen im Bad stehen, aber was soll's – rein in den Korb. „Brauchen" ist eh total überbewertet.

Dienstag Viel, sehr viel Geld geht bei mir für Kaffee drauf – unabhängig vom Wochentag. Sei es der Italiener zum Mitnehmen, Latte zum Hiertrinken oder der tall fat free iced caramel Frappucino mit extra whipped cream – vor mir ist kein Kaffee sicher. Kaffee ist für mich, was für andere Leute das Lotto-Spiel ist: Hätte ich alles Geld, was ich bisher für's Kaffeetrinken ausgegeben habe, in eine Spardose geworfen, wäre ich jetzt schon Millionärin.

Mittwoch Mittwoch ist immer ein riskanter Tag, weil ich von 14 bis 16 Uhr und dann erst wieder von 18 bis 20 Uhr Uni habe. Diese zwei Stunden sind sehr gefährlich: Zu wenig Zeit, um in die Bib zu gehen (das rede ich mir zumindest ein), aber genug Zeit, um mal eben durch die Stadt zu schlendern. Ehe ich mich versehe, hab ich etwas gefunden, das ich noch „brauche".

Donnerstag Shoppen ist nicht gleich Shoppen. Ich zum Beispiel bin ganz groß im Frustshoppen. Stress in der Uni? Eine Hausarbeit, die darauf wartet, geschrieben zu werden? Kein Problem, erstmal ein bisschen durch die Stadt bummeln, und ab zu H&M – man gönnt sich ja sonst nichts. Nach „brauchen" ist „man gönnt sich ja sonst nichts" die zweite Illusion, der ich mich regelmäßig hingebe und die für rote Zahlen auf dem Kontoauszug sorgt. Aber Hauptsache „H&M sagt vielen Dank".

Freitag Es klingt, als würde ich mein Geld nur sinnlos zum Fenster rausschmeißen. Ganz so schlimm ist es (meistens) nicht. Außerdem zählt ja auch immer der gute Wille. Dieses Jahr wünsche ich mir deshalb zu Weihnachten ein Sparschwein, das man nur ausleeren kann, wenn man es kaputt haut.

Samstag Ich schätze, dass viele Leute am Wochenende das meiste Geld ausgeben. Bei mir ist das eher anders. Am Samstag arbeite ich eigentlich immer und so kann es am Wochenende sogar dazu kommen – man mag es kaum glauben – dass ich an einem Tag mal gar kein Geld ausgebe. Mit dem Trinkgeld in der Tasche freue ich mich dann wieder getrost auf's „Brauchen" und „Sich-ja-sonst-nix-gönnen" in der nächsten Woche.

Sonntag Man sollte meinen, man kann am Sonntag gar nicht so viel Geld ausgeben. Pustekuchen. Denn wer ein so großer Brunch-Fan ist wie ich, der kann. Ich habe mittlerweile ungefähr jeden Brunch in Bamberg durch. Diesen Sonntag soll es mit 17 Euro die Crème de la Crème des Frühstücks sein. Der Rest des Tages ist dann jedoch günstig, da vor lauter Vollgefressensein eh nichts mehr geht.

Text: Minu Lorenzen

Sperrstunde, jein danke!

Gute Zeiten, schlechte Zeiten: Die Sperrstunde sorgt oft für Frust und Ärger. Sie hat aber auch ihre guten Seiten.

Seit April heißt es wieder zu früher Stunde „last order“ in Bambergs Kneipen und Diskotheken. Die nächtliche Sperrstunde schränkt viele Nachtschwärmer ein, ist aber auf den zweiten Blick gar nicht so sinnlos.

Bamberg bietet Besonderes: Viele Studierende, ein idyllisches Panorama, urige Kneipen und gutes Bier. Dabei ist die Lebensqualität in Bamberg nicht nur von einer sauberen Altstadt geprägt, sondern auch von einem pulsierenden Nachtleben. Dass allerdings gerade diesem Mix aus frischer Nachtkultur ein Riegel vorgeschoben wird, ist den Studierenden ein Dorn im Auge.

Dabei wurde die Sperrstunde 2005 in ganz Bayern abgeschafft. Laut dem Gaststättengesetz steht es allerdings jeder Gemeinde frei, die Sperrstunde wieder einzuführen, wenn Gewalt und Lärm zunehmen. Beschwerden der Anwohner und Polizeiberichte sind hierfür ausschlaggebend. Nicht wenige Städte nahmen dieses Gesetz wahr und dämmten die Nachtschwärmer ein. Von Passau über Regensburg bis Bamberg: Überall im Freistaat scheint die Nachtkultur in Gefahr. Dabei sind die Regelungen in den bayerischen Städten nicht einheitlich. So gibt es in der Millionenstadt München keinerlei Einschränkungen beim allabendlichen Feiern. In Bamberg hingegen müssen Kneipen und Diskotheken in der Innenstadt wochentags um zwei Uhr schließen und am Wochenende um vier. Teure Ausnahmeregelungen machen die Situation noch konfuser. Kaum jemand weiß, wann die Nacht zum Tag gemacht werden kann und wann man besser getrost daheim bleiben sollte.

Proteste von Studierenden und Clubbetreibern gegen die Sperrstunde verhallten allerdings in der Stille der Sandstraße. Von angekündigten „Lärmpartys“ war nichts zu hören und auch die Demonstration von ungefähr 300 Menschen im Frühjahr verklang ohne größeres Echo. Haben sich die Studierenden mit der Sperrzeit abgefunden oder sich gar wohlwollend mit ihr arrangiert? Denn Polizeiberichte zeigen eine signifikant niedrigere Gewaltrate in der Innenstadt auf: Weniger exzessive Besäufnisse und Gewaltdelikte im letzten halben Jahr sind sicherlich auch Produkt der Sperrstunde – an der die Stadt laut Pressestelle weiterhin festhalten will.

Eine Lösung wäre, die kulturelle Vielfalt in Bambergs Kneipen zu erhöhen, damit Alkohol nicht mehr der Beweggrund für nächtliches Ausgehen ist. Anstatt die Nacht kürzer zu machen, sollte sie reizvoller werden. Denn stockbetrunken hat noch niemand das Pubquiz gewonnen!

Text: Linus Schubert

Linus´ Geld-Tagebuch

Montag Geld regiert die Welt. So sagt man zumindest. Dass das auch für meine gilt, war mir bisher nie wirklich bewusst. So gesehen ist dieses Geldtagebuch auch eine Art Selbstversuch: Verpulvere ich mein mühsam verdientes Bares oder gehe ich sinnvoll damit um. Lebe ich auf großem Fuß oder bin ich eher ein Sparfuchs? Der Montag gibt darüber noch keinen wirklichen Aufschluss, Mittagessen war noch im Kühlschrank und die Ottfried-Redaktionssitzung am Abend ist zum Glück kostenlos.

Dienstag Dienstag sieht das dann schon anders aus: Mit nur fünf Wochen Verspätung rüste ich meine Unitasche mit dem nötigen Arbeitskram aus. Also ab in den Copyshop und mich mit Kulis, Ordnern und Mappen eindecken. Am Abend wird gearbeitet. Burger drehen und Salate kreieren – eine super Abwechslung zum Unialltag. Mein Konto stockt das nebenher auch auf.

Mittwoch Wer schon ein wenig länger in Bamberg studiert, weiß: Das Quiz im Stilbruch ist Kult und stellt einen ähnlich wie die Uni immer wieder vor große geistige Herausforderungen. Der Unterschied: In Bambergs Kultkneipe wird Wissen nicht mit unspektakulären FlexNow-Einträgen, sondern mit Alkohol belohnt. Bis sich mein Team und ich jedoch die drei Freibiere erspielt haben, die der Drittplatzierte am Ende des Abends bekommt, investiere ich in ein Weizen und einen Flammkuchen. Wirklich wirtschaftlich war das dann wohl doch nicht. Spaß hat‘s trotzdem gemacht.

Donnerstag Wieder so eine Sonderausgabe: Weil ich lange nicht mehr dort war, geht es übers Wochenende mal wieder nach Hause ins schöne Münsterland. Egal wie spritsparend ich auch fahre, der Tank ist hinterher doch leer. Allerdings teil ich mir den Spaß mit drei Mitfahrern. Mitfahrgelegenheiten sind eine super Erfindung! Als Entschädigung für fünf Stunden Autobahn wartet immerhin ein leckeres Essen von Mutti. Und das gibt’s sogar für lau.

Freitag Finanziell gesehen hat es Vor- und Nachteile, zuhause zu sein. Klar, die Verpflegung ist kostenlos, dafür sieht man nach langer Zeit all die Leute wieder, mit denen man lange nicht mehr unterwegs war und holt das dementsprechend nach. Die Tour durch Münsters Altstadt will irgendwie bezahlt sein. Glücklicherweise profitiere ich von einem sehr spendablen Geburtstagskind, dessen Geldbeutel nach dem sechsten Bier erfreulich locker sitzt.

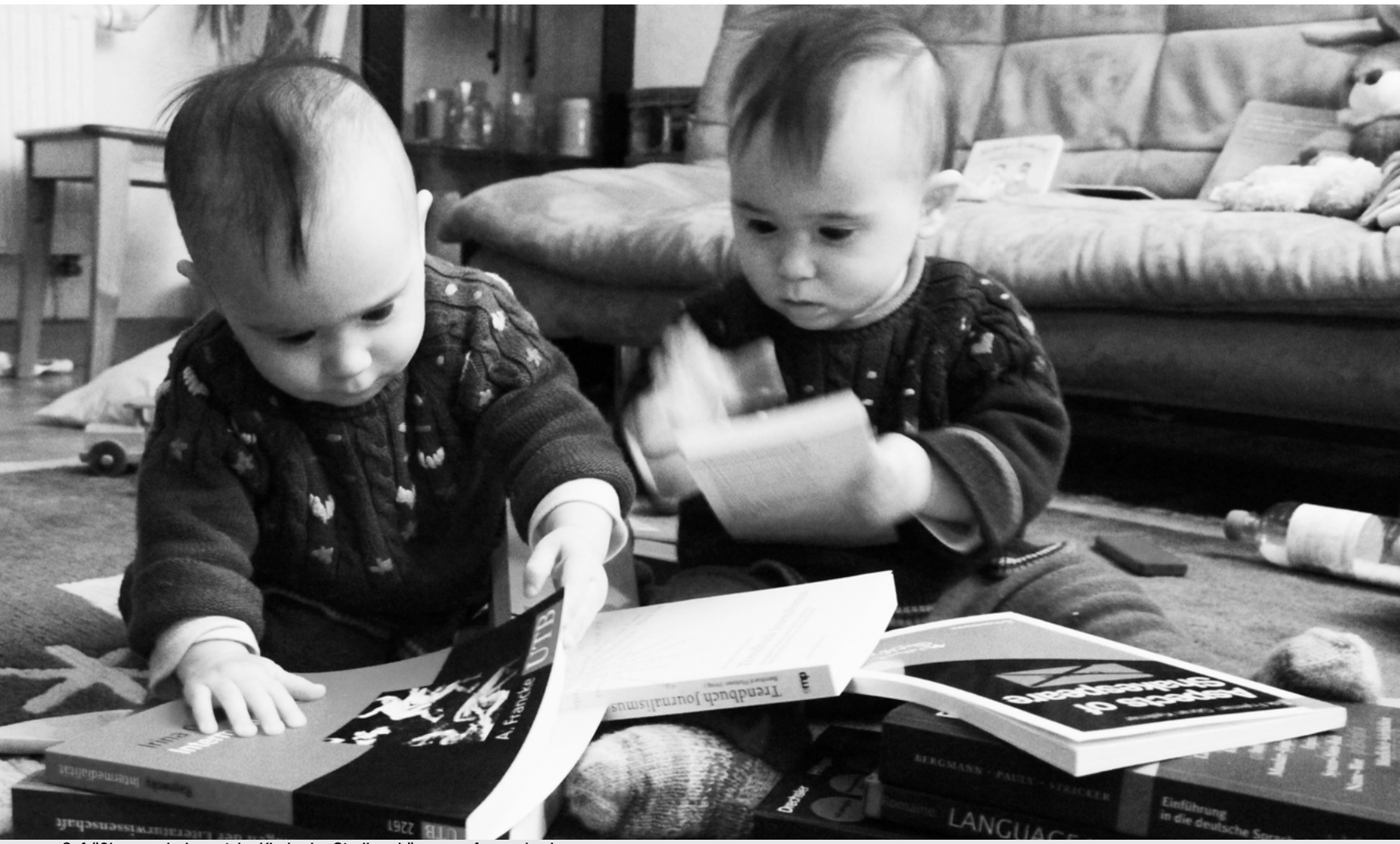
Samstag Endlich mal wieder Holland: Die Nähe meines Heimatortes zur niederländischen Grenze zwingt einen ja quasi zu regelmäßigen Besuchen bei unseren sympathischen Nachbarn in orange. Der Haken: Kostenlos ist die holländische Bahn auch nicht. Dafür sind Lebensmittel viel günstiger – und die Sprache lustiger.

Sonntag Es geht zurück ins schöne Bamberg. Zwischen dem Geschnatter meiner drei Mitfahrer bleibt Zeit, ein Wochenresümee zu ziehen. Für große Sprünge ist mein Konto sicherlich nicht gemacht. Allerdings komme ich mit der Arbeit neben dem Studium gut über die Runden. Und wie schon bei meinem Essenstagebuch kann ich nur sagen: Manchmal muss man sich auch einfach mal etwas gönnen!

Text: Linus Schubert
Foto: Mario Nebl

Macht mehr Babys!

Redakteur Felix Braune weiß aus Erfahrung: Kinder und Studium sind eine gute Kombination.



Gefräßig, neugierig, putzig: Kinder im Studium können aufregend sein.

„Kinder? Ja, schon, so zwei bis drei, irgendwann mal. Jetzt noch nicht, ich muss ja erst mal mit dem Studium fertig werden." Das habe ich oft von Kommilitonen gehört und auch gedacht.

Dann ist es passiert. Meine Freundin wurde schwanger und wir freuten uns. Schließlich wollten wir beide sowieso irgendwann einmal Kinder haben. Dann folgte die nächste Überraschung: Zwillinge! Ich fühlte mich super potent und verbreitete die Nachricht mit einer Mischung aus Stolz und Sensationslust. Vor gut einem Jahr kamen dann unsere Kinder Sophie und Amelie auf die Welt.

Das Studium läuft nun auf Sparflamme. Viel Zeit für Freunde oder Hobbies bleibt auch nicht mehr. Doch mal ehrlich: wenn nicht jetzt, wann dann? Ist der Studienabschluss in der Tasche, winkt der erste Job und man denkt sich: „Kinder? Ja, schon, irgendwann mal. Jetzt noch nicht, ich muss erst Berufserfahrung sammeln." Der erste Job will nicht riskiert werden. Man will in seinen Beruf „hineinwachsen".

Nach drei bis vier Jahren denkt man sich: „Oh Gott, jetzt bin ich schon 30 und habe noch keine Kinder!" Aber die Vernunft sagt auch: „Kinder? Ja, schon, irgendwann mal. Jetzt noch nicht, muss ja erst mal Karriere machen." Wenn es dann gerade so gut läuft und man doch so schön in den Beruf „hineingewachsen" ist, will man die Berufserfahrung doch nutzen, um weiter zu kommen. Ein guter Job ist ja schließlich wichtig.

Genug Zeit haben So geht es weiter und zack – ist man 40 und die Uhr tickt. Wenn man mit 40 Jahren Kinder bekommt, ist man 60, wenn sie erwachsen sind. Wann also ist der richtige Zeitpunkt dafür? Richtig: niemals. Oder wie ich es sehe – im Studium!

Rechnet man aus, wie viel Zeit man in Kneipen, Diskotheken, Cafés, auf Liegewiesen oder im Urlaub in Italien verbringt, wird schnell klar: So viel Zeit hatte ich noch nie und werde wohl erst wieder als Rentner einen solchen Lebensstil führen können. Doch dann ist man alt. Zu alt für Kinder zumindest.

Zeit ist wohl das wichtigste Kriterium im Leben, so auch für die Kindeserziehung. Besonders die ersten Lebensjahre eines Kindes sind pädagogisch gesehen am wichtigsten. In den ersten Jahren werden die Grundsteine der Erziehung gelegt diese sind sowohl für das Kind als auch für die Eltern-Kind-Beziehung enorm prägend.

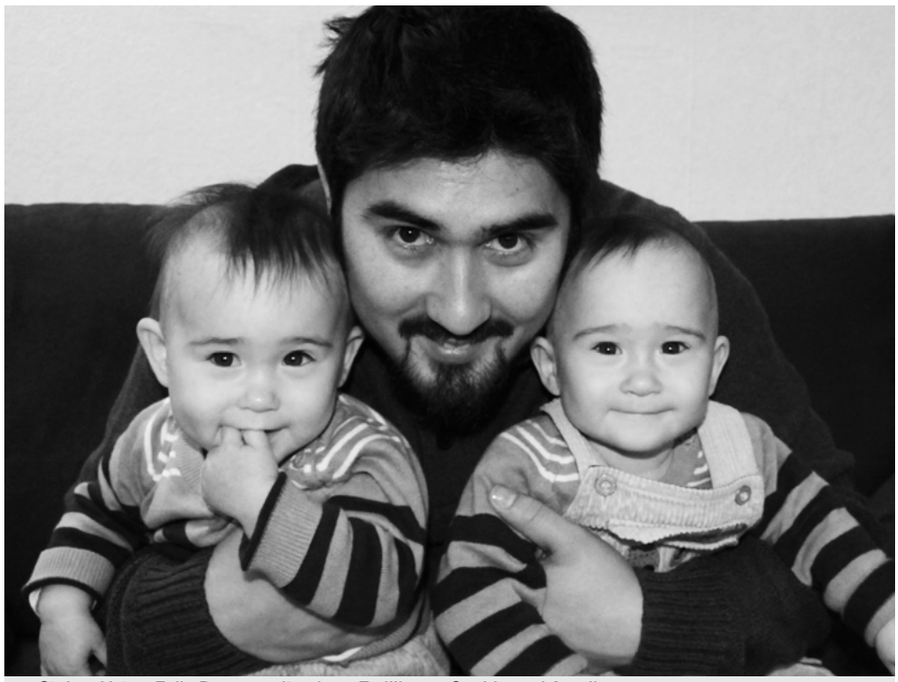
Ich will dabei sein, wenn mein Kind die ersten Schritte macht und nicht auf der Arbeit per Telefon davon erfahren. Ich will mit meinen eigenen Ohren hören, wenn mein Kind seine ersten Worte sagt und nicht per Videoblog – während ich auf Geschäftsreise bin.

Ich will vor allem Zeit für meine Kinder haben. Geld ist da nebensächlich. Geld kann zwar Spielzeug kaufen, aber nicht mit Kindern spielen. So denken nicht viele Eltern. Für die meisten muss alles finanziell abgesichert sein. Aber ist es nicht so, dass ein Kind nur genug zu essen und Liebe braucht?

Nicht nur Luft und Liebe Natürlich kosten Kinder Geld: Windeln, Spielzeug, Kindersitze für's Auto, später Klassenreisen und Musikunterricht und so weiter schlagen zu Buche. Doch was ich

früher für Partys, Bier, Zigaretten, Konzerte, teure Klamotten oder das neueste Handymodell ausgegeben habe, übersteigt diese Summe noch und ist auf keinen Fall nachhaltig und sinnvoll investiert worden – bis auf das Bier vielleicht.
Witzigerweise steht man als Studierender mit Kind finanziell gut da. Staatliche Zuschüsse wie Eltern- oder Kindergeld sind eine große Hilfe. So bekomme ich beispielsweise als Vater von Zwillingen sehr viel mehr Bafög als zuvor.
Weitere Vorteile, im Studium Eltern zu werden, sind: Urlaubssemester, in denen man trotzdem Leistungen erbringen darf; die respektvollen oder auch neidischen Blicke der kinderlosen Kommilitonen; günstige Kinderkrippe sowie Kindergarten; und natürlich die Freude, seine Kinder aufwachsen zu sehen und ihnen das zu geben, was sie am meisten brauchen: Zeit und Liebe.
Natürlich ist es stressig. Natürlich hat man weniger Freizeit, weniger Schlaf. Aber wenn sie dich dann anlächeln, weißt du, warum du das alles machst!
Ob man Kinder will, muss jeder selbst entscheiden. Aber wenn die Antwort „Ja“ lautet, dann ist während des Studiums die beste Zeit dafür.

Text und Fotos: Felix Braune



Stolzer Vater: Felix Braune mit seinen Zwillingen Sophie und Amelie.

INFO

Studium mit Kind

Die Uni und die Stadt Bamberg unterstützen Studierende mit Kind. Erste Anlaufstelle ist das Eltern-Service-Büro. Hier gibt es Beratung und Informationen zur Vereinbarkeit von Familie und Studium. Eltern-Service-Büro, Studentenkanzlei, Tel.: 0951 8631042, *eltern-service-buero@uni-bamberg.de*, Mo. bis Fr. 8.30 bis 12 Uhr.
Die Kinderkrippe Krabbelmonster e.V. betreut die kleinen Racker während Vorlesungen und Seminaren. Krabbelmonster e.V., Tel: 0951 34743, *krabbel-monster@web.de*, Ansprechpartnerin: Michaela Dütsch.
Finanzielle Unterstützung gewährt das Studentenwerk Würzburg in Form von lang- und kurzfristigen Darlehen. Tel: 0931 8005201
Still- und Wickelräume sind in der TB 4 und in der Feldkirchenstraße 21.
Online diskutieren junge Eltern auf *www.feki.de* in dem Forum „Eltern und Kind“: Wo gibt es günstige Kinderartikel und wie knüpft man Kontakte mit anderen Eltern?
Die staatliche Beratungsstelle Donum Vitae berät Frauen und Paare. Hier gibt es verschiedene Kurse und Vortragsreihen für Schwangere. Donum Vitae Tel: 0951 2086325, *donum.vitae@web.de*. Mo bis Fr: 8 bis 19 Uhr.
Die Uni Bamberg belohnt gemeinsam mit der Projektgruppe „Familienfreundliche Universität“ studierende Eltern mit guten Abschlussarbeiten, denen es gelungen ist, Kind und Studium erfolgreich unter einen Hut zu bringen, mit dem Preis „FRITZI!“.

Text: Stefanie Strickle

Anzeige

OPTIK
in der Austraße
96047 BAMBERG TEL 0951 / 20 81 500

Hotels für Obdachlose

Die Wohnungsnot hat vielen Erstis den Start ins Studium verdorben. Die Studenteninitiative „Bamberg will wohnen" schafft Abhilfe.

Wenn Janina Schuster an ihre ersten Wochen in Bamberg zurückdenkt, fällt ihr Fazit durchwachsen aus: „Als ich mich im August für einen Wohnheimsplatz beworben habe, dachte ich, mich trifft der Schlag. Ich stand auf Platz 127 der Warteliste." Zu lange musste sich die 19-Jährige wegen der akuten Wohnungsnot mit der Suche nach einer Bleibe herumschlagen. „Es ist doch klar: Wenn ich anfange zu studieren, möchte ich auch vor Ort wohnen, um Kontakte zu knüpfen und einfach mal feiern gehen. Das ist unmöglich, wenn ich immer zwischen Schweinfurt und Bamberg pendeln oder vielleicht sogar im Auto schlafen muss." Dass Janina statt auf vier Rädern jetzt in ihren eigenen vier Wänden wohnt, hat sie der Studenteninitiative Bamberg will wohnen, kurz Bawiwo, zu verdanken. Diese bemüht sich seit Semesterbeginn darum, für möglichst viele wohnungssuchende Studierende ein Dach über dem Kopf zu finden.

Anna Mitschka Dietrich ist Studierendenvertreterin in der Fachschaft GuK und Initiatorin des Projekts. „Wir haben uns am Anfang des Semesters in einer Art Notfallsitzung zusammengeschlossen, weil es sich abgezeichnet hat, dass unglaublich viele Leute immer noch keine Wohnung haben. Und das obwohl sie bereits immatrikuliert sind und das Semester begonnen hat." Um diesem Problem entgegenzuwirken, haben Mitschka und ihre ehrenamtlichen Mitstreiter diverse Maßnahmen ergriffen: So kooperiert Bawiwo mit der katholischen Hochschulseelsorge und dem Studentenwerk. Beide erklärten sich auf Anfrage bereit, Notunterkünfte an beiden Unistandorten bereitzustellen, um die Wohnungsproblematik zu lindern. Bisweilen bedient sich die Initiative auch eher unkonventioneller Methoden: „Ich habe zusammen mit der Hotel- und Gaststättenverbandsorganisation Bayern aktiv versucht, Hotels in und um Bamberg herum zu akquirieren, die nicht belegte Hotelzimmer für Studierende bereitstellen. Und das dann natürlich zum Preis eines normalen Studentenwohnheimzimmers – in Bamberg sind das etwa 300 Euro monatlich." Ein solches wurde auch Janina Schuster als temporäre Notlösung vermittelt. Was zunächst nach einer komfortablen Bleibe klingt, birgt jedoch tatsächlich eine Vielzahl verschiedener Tücken für das Alltagsleben eines Studierenden, von fehlendem Internetzugang bis hin zur Lage außerhalb von Bamberg. Dennoch: Durch das Engagement von Bawiwo bekam Janina die notwendige Zeit, um sich hier vor Ort eine Wohnung zu suchen.

Viele Studienanfänger sind hingegen weiterhin auf der Suche. Genaue Zahlen gibt es nicht, eine exakte statistische Erhebung gestaltet sich zu kompliziert. Anna Mitschka Dietrich sieht die Schuld unter anderem bei Stadt und Universität selbst. Vor allem an der präventiven Planung habe es gemangelt: „Was die Uni sich auf jeden Fall vorwerfen lassen muss, ist, dass sie nicht schon vor Jahren genügend Druck auf das Studentenwerk gemacht hat. Gleiches gilt im Prinzip auch für die Stadt. Das Studentenwerk hat seit mindestens 2006 keinen neuen Wohnraum geschaffen."

Dabei ist das mit dem neuen Wohnraum keinesfalls so einfach wie es klingt. Bestehender Wohnraum wurde durch das Studentenwerk Würzburg errichtet – mit Zuschüssen des Freistaates Bayern. Diese Subventionen erhalten vor allem die Städte, bei denen auf einen Wohnheimsplatz besonders viele Studierende kommen. Da trotz des Ansturmes im aktuellen Semester diese so genannte Förderquote in Bamberg noch relativ gering ist, werden schlicht und einfach keine Gelder zum Bau neuer Wohnanlagen zur Verfügung gestellt. Druck auf das Studentenwerk zu machen, hätte damit nur sehr überschaubare Erfolgsaussichten.

Mitschkas Prognose fällt eher pessimistisch aus. Die Argumentation, dass in einigen Jahren die geburtenschwachen Jahrgänge den Weg an die Uni finden und damit automatisch für Entlastung sorgen werden, hält sie für wenig überzeugend: „Ich verstehe den Begriff Bildung nicht als etwas so Langfristiges, dass man sagen kann: Ich nehme jetzt in Kauf, dass drei bis fünf Generationen von Studierenden einfach mal überhaupt keine Privilegien besitzen."

Janina ist inzwischen aus dem Hotel ausgezogen und hat endlich eine dauerhafte Bleibe gefunden. Mit Hilfe von Bawiwo werden ihr hoffentlich viele weitere Studierende folgen.

Text: Sebastian Meyer

Anzeige

Warum ich liebe, was ich tue

Hacer Yilmaz, Inhaberin vom Marmaris-Dönerimbiss: Teil vier unserer Serie über Menschen, die wenig zu klagen haben.

„Eigentlich wollte ich nicht in die Gastronomie. Nach meinem Hauptschulabschluss hab ich aber keine Stelle bekommen – ich hab mich auch nicht so sehr darum gekümmert. Mein Vater hatte das Marmaris 1995 übernommen. Ich hab hier im Laden als Aushilfe gearbeitet und bin dann nicht mehr weg. Ich habe gesehen, dass ich hier gebraucht werde. Seit 2001 bin ich Inhaberin und seit sechs, sieben Jahren habe ich das Geschäft komplett übernommen. Unser Vater hilft nur noch ab und an. Mittlerweile bin ich seit 13 Jahren hier. Das hat sich so entwickelt.

Von früh um 11 Uhr bis zum Schluss nachts um ein Uhr bin ich im Geschäft. Am Wochenende kommen wir oft auch erst um zwei Uhr aus dem Laden. Aber die Tage gehen schnell rum. Ich habe gar nicht die Zeit dafür, dass mir langweilig wird. Wenn sich zum Beispiel die Gäste unterhalten „Was machen wir den heute Abend", dann denke ich nur „Oh Gott". Ich mag Stress. Wenn es im Laden ruhig ist, dann lese ich Zeitung oder so, aber nach einer Viertelstunde will ich wieder aufstehen und was machen. Ich bin so geprägt. Bei uns war immer viel los. Ich bin zufrieden. Aber ich hab halt nicht viel Zeit für Privates, das stört mich. Wenn man eine Familie gründen will, muss der Mann akzeptieren, dass man abends oder am Wochenende keine Zeit hat. Die letzten zwei Jahre hatte ich keinen Urlaub und dieses Jahr war ich nur eine Woche weg. Aber auch dann bin ich mit den Gedanken noch im Geschäft. Ich kann nur schwer abschalten. Im Kopf plane ich immer schon den nächsten und übernächsten Tag. Ich habe mir oft überlegt aufzuhören und was anderes zu machen und dann denke ich mir „Ne, ich könnt' nicht woanders arbeiten". Ich kann mir das gar nicht vorstellen. Büro wäre nicht meins, das ist so langweilig und man riecht nicht nach Essen. Selbstständigkeit ist nicht leicht, es ist ein großes Risiko, aber hier im Laden bin ich mein eigener Chef. Mein Papa wollte immer, dass wir uns weiter entwickeln, das wir aus uns was machen. Er wollte nicht, dass wir abhängig von Anderen sind.

Unsere Mutter ist früh gestorben. Wir haben damals versucht, immer für unseren Vater da zu sein. Wir halten zusammen. Wir lieben uns sehr. Die Kunden merken das. Wir sind ein Familienbetrieb, das gefällt mir. Wenn wir uns zum Beispiel ab und an streiten, dann ist am nächsten Tag alles wieder in Ordnung. Mit einem Mitarbeiter zu streiten ist viel schwieriger. Das kann man nicht erklären. Es ist einfach ein schönes Gefühl mit der Familie zu arbeiten. Und obwohl wir uns jeden Tag im Laden sehen, treffen wir uns auch an unserem einzigen Ruhetag in der Woche.

Ich habe Vieles gelernt im Geschäft. Früher als Jugendliche war ich sehr schüchtern. Ich konnte nicht auf Leute zugehen. Ich konnte mir nicht vorstellen einen Döner zu machen, während zehn Leute dastehen und mich beobachten. Aber jetzt ist mir das egal, jetzt gehe ich auf die Menschen zu. Ich mag es mit Leuten zu arbeiten. Wir sind mit unseren Gästen aufgewachsen und die auch mit uns. Wir erleben die Schwangerschaft mit und wie die Kinder eingeschult werden. Wir erleben die erste Ehe, die zweite Ehe… Es ist sehr schön. Ich mag meine Gäste. Zum Teil kommen einige extra um einen zu sehen und mit einem zu reden. Manchmal komme ich gerade aus der Küche und da lächelt einen der Kunden schon an. Und ab und zu laden mich Gäste sogar zu einem Raki ein."

Interview und Foto: Stephan Obel

Keine Berührungsängste

Ehrenamtliche Helfer unterstützen die Offene Behindertenarbeit der Lebenshilfe Bamberg. Hier kochen und malen Studierende mit Behinderten.

Strahlt im Malerkittel: Künstler Nicolas malt mit Bamberger Studierenden.

Auf Malen hat Daniela heute keine Lust, auf den blauen, bekleckerten Malerkittel auch nicht. Die 34-Jährige liebt es, sich zu schmücken. In ihr Haar hat sie bunte Spängchen geklemmt, die Armreifen klimpern. Etwas mühevoll lässt sie sich dann doch überreden, einen Stern im Hintergrund ihres Minnie-Maus-Bilds rot zu färben. „Mitten in der Nacht ist ein Stern erwacht“, singt sie vor sich hin und lacht. Daniela hat das Chromosom 21 dreimal. Die Diagnose: Trisomie 21, bekannter unter dem Begriff Down-Syndrom.
Doch die Art der Behinderung ist bei der Offenen Behindertenarbeit (OBA) der Lebenshilfe Bamberg

> Man kommt hierher und bekommt immer ein Lächeln. ”

nicht von großer Bedeutung, erkärt Monika Maierhöfer, kurz Moni. Sie arbeitet hauptberuflich für die Bamberger Lebenshilfe. Wichtig sei es nur, bei Epileptikern oder Allergikern Bescheid zu wissen, um entsprechend bei einem Anfall reagieren zu können oder „wenn wir uns ein bestimmtes Verhalten überhaupt nicht erklären können. Aber bei uns zählt der Mensch, nicht die Behinderung. Ich kenne schließlich auch nicht alle Macken meiner Bekannten oder Freunde“, stellt sie trocken fest.
Direkt nach der Schule oder der Arbeit in den Beschützenden Werkstätten ist es nicht immer leicht, alle vier Künstler zu motivieren.

Stiftedieb und Hühnergegacker Tanja trägt noch ihre Arbeitshose. Die 30-Jährige ist die Vernünftige unter den Teilnehmern, die auch mal ermahnt, wenn Daniela zu laut Hühner imitiert. Mit kräftigen, sattbraunen Acrylfarben bepinselt sie den gepunkteten Bauch von Bambi. Bild für Bild malt Tanja flink aus. „Wir überlegen uns im Vorfeld des Kurses immer ein Thema. Heute haben wir Vorlagen zum Ausmalen mitgebracht“, erklärt Pädagogikstudentin Katrin. Die 24-Jährige leitet den Malkurs: „Die Bilder sind für eine Kunstausstellung nächstes Jahr.“ Denn im nächsten Jahr feiert die OBA ihr 25-jähriges Jubiläum mit einem großen Kulturfestival. Allgemein stehe ausdrucksorientiertes, freies Malen im Mittelpunkt, erzählt Berufsschullehramt-Studierende Anna, während sie Daniela beim Malen hilft. „Ich hatte vor meinem Praktikum bei der OBA nie mit Behinderten zu tun“, erzählt Anna. „Aber ich habe mich ganz schnell mittendrin gefühlt.“
Plötzlich wird es stockdunkel. „Gute Nacht!“ Ni-

colas steht schelmisch lachend an der Tür, direkt neben dem Lichtschalter. Er ist blond, hat einen wachen Blick hinter seiner Brille, ein großes Kuschelbedürfnis und wie Daniela das Down-Syndrom. Der 13-Jährige schmiegt sich an Leiterin Katrin. Dann setzt er sich und malt bedächtig weiter. „Nicolas hat alle Stifte geklaut. So ein Gauner", meint Tanja teils empört, teils belustigt. Mit Holzstiften bekommt Superman vom Stiftedieb eine geballte grüne Siegerfaust verpasst. Zum Abschluss dürfen sich die Künstler dann austoben. Auf einem Restebild werden übrig gebliebene Farben nach Herzenslust verschmiert.

Studentin Katrin fährt die vier anschließend nach Hause. Tanja wickelt ihren schwarz-gelben BVB-Schal fest um den Hals und verteidigt ihre Siegesprognosen für das Spiel am Wochenende gegen Bayern-Fan Nicolas. Daniela hingegen freut sich bereits auf den Kochkurs am Donnerstag. Umso überraschender ihr Geständnis: „Ich hasse Kochen." Aber sie liebt es, die Spülmaschine einzuräumen.

Gemeinschafts-Gemüseburger Die Küche im Schulgebäude der Lebenshilfe füllt sich mit emsigen Klappergeräuschen und leisem Gerede. Die zwölf Teilnehmer haben alle Hände voll zu tun. Nur Daniela lässt Seele und Beine baumeln. „Kochen ist zum Kotzen", kichert sie. „Die Aufgaben werden untereinander verteilt", erklärt Moni. Eifrig reibt Manuela, die im Rollstuhl sitzt, Karotten. In der Pfanne braten knusprige Gemüseburger goldgelb.

„Man kommt hierher, egal mit welcher Stimmung, und bekommt immer ein Lächeln." Die Augen von Pädagogikstudentin Alena leuchten. Das Gros der studentischen Helfer studiert an der humanwissenschaftlichen Fakultät. „Aber wir haben auch einen BWLer", meint Moni. Nicht zuletzt durch die Abschaffung des Zivildienstes haben soziale Einrichtungen wie die OBA mit Helfermangel zu kämpfen. Zwei FSJler unterstützen die Kochgruppe. In anderen Freizeitangeboten wirken auch Rentner mit oder Berufstätige, die bei der OBA einen Gegenpol zu ihrer Arbeit finden. „Das passt irgendwie. Hier muss man sich nicht verstellen, sondern kann sein wie man ist, mit allen Macken", erklärt die 23-jährige Alena. Was abgedroschen klingt, scheint tatsächlich zuzutreffen. Offenheit, Begegnung, Akzeptanz gelten als Leitmotive der OBA. Ungeachtet vom Alter oder der Behinderung, ob im Rollstuhl sitzend oder nicht, jeder begegnet sich beim gemeinsamen Kochen auf Augenhöhe.

Hingebungsvoll rührt Barbara mit der gemusterten Schürze Teig für einen Schüttelkuchen. Die 48-Jährige mit der runden Goldrandbrille ist die Bäckerin der Gruppe. „Viele Rezepte stehen bei mir im Kopf", meint sie ein bisschen stolz. „So oft hab ich das schon gemacht." Die Anleitung für die Orangen-Vanille-Creme habe sie vom Kinderkanal, abgeschrieben aus dem Videotext. Der Kochkurs ist für viele ein ganz entscheidender Schritt zu mehr Selbstständigkeit und somit Selbstbestimmtheit.

Räumt begeistert ein: Daniela ist Spülmaschinen-Fan.

Durch die Küche zieht ein warmer Duft von frisch gebackenem Biskuit. Barbaras Kuchen ist fertig. „Den verkaufen wir im Freizeittreff", sagt Moni. Das spült etwas Geld in die Zutatenkasse.

Das gemeinsame Essen wird in aller Ruhe genossen. Am Ende ist die Sahne für das Dessert etwas zu steif geraten. Christian hat es gut gemeint und zu eifrig geschlagen. Doch dass sie fast schon fest wie Butter ist, stört niemanden sonderlich. Es geht nicht um das perfekte Dinner. „Ich glaube, es sind alle sehr gut versorgt. War total lecker", sagt Christian mit sanfter Stimme und Dauerlächeln, während er beim Abtrocknen hilft. „Das passt schon so, wird alles gut", wiederholt er unablässig. Für Daniela jedenfalls wird dann tatsächlich am Ende alles gut: Die Spülmaschine wartet mit offener Klappe darauf, von ihr ausgeräumt zu werden.

Text: Isabel Stettin
Fotos: Isabel Stettin und Katja Bickel

INFO

Mitmachen

Das Programm der Offenen Behinderten arbeit beinhaltet Aktivitäten wie Kegeln oder Discocheck. Infos gibt es unter *www.lebenshilfe-bamberg.de* oder direkt bei Ansprechpartnerin Monika Maierhöfer, Telefonnummer 0951/18972101.

Kampf unter Wasser

In Bamberg trainiert der amtierende Deutsche Meister einer weitgehend unbekannten Sportart: Unterwasserrugby. Ottfried taucht mit ab.

Ich bin kurz davor, die einzige 3-D-Ballsportart der Welt auszuprobieren: Nicht nur der Ball, auch die Spieler können sich nach oben oder unten bewegen. Es spielen dabei sechs gegen sechs; teilweise wird im Minutentakt eingewechselt.
Entsprechende Vereine gibt es in Deutschland erst seit ungefähr 40 Jahren. Da das Zuschauen denkbar schwierig ist, umgibt den Sport eine gewisse Exklusivität. Klar, dass es da nur eines gibt: mitmachen!
Doch bevor das Bad überhaupt betreten werden kann, schüttelt mir erst einmal jedes der Mitglieder des Tauchclubs Bamberg die Hand. Diese freundliche Mannschaft besteht aus Frauen wie Männern, viele sind schon seit Jahren dabei.

Ball mit Salzwasserlösung Am Beckenrand angekommen, bereite ich mich auf meinen Einsatz vor: Erst mit Badekappe, Schnorchel, Tauchermaske und Flossen ausgerüstet geht es hinab ins Spielfeld. Von den Spielern bekomme ich letzte Instruktionen: Die Mannschaften spielen auf zwei Körbe, die am Boden, in vier Metern Tiefe, befestigt sind. Der Torwart darf sich schützend darüber legen.
Der Ball ist mit einer Salzwasserlösung gefüllt und daher schwer genug, um ihn gut unter Wasser spielen zu können. Nur wer gerade im Ballbesitz ist, kann angegriffen werden. Grobe Unsportlichkeiten und vor allem das Reißen an der Ausrüstung sind verboten, doch um den Ball darf gerangelt werden und das lässt sich niemand zweimal sagen! So erinnert das Unterwasserrugby dann auch an seinen Bruder über Wasser.
Besonders auffällig bei dieser Sportart ist die Geräuschfreiheit: In Ermangelung der Möglichkeit, sich sprachlich zu verständigen, tippen sich die Spieler an oder suchen den Augenkontakt. Anstatt Spielzüge im Verlauf zu kommentieren, kann der Trainer bloß gestikulieren oder darauf warten, dass in der Pause alle wieder oben sind.
Nachdem ich, dicht unter der Wasseroberfläche, all diese Beobachtungen durch meine Tauchermaske gemacht habe, wage ich mich in der zweiten Runde – es werden jeweils 15 Minuten in Echtzeit gespielt – hinzu. Jedes Mal, wenn ich mich mit den mir gezeigten delfinartigen Bewegungen zum Boden vorgearbeitet habe, bleibt mir dann allerdings gerade noch genug Zeit, mich zu orientieren und meine Teammitglieder in weißen Badehosen und -kappen von den anderen in blau zu unterscheiden, bevor ich mich meiner Lunge ergebe und schleunigst wieder auftauche.

Vier Minuten ohne Luft Einer der Spieler erzählt, im Ruhezustand bis zu vier Minuten ohne Luft auskommen zu können, in Aktion etwa eineinhalb: Je weniger man sich bewegt, desto mehr Luft hat man theoretisch. Dies auch auszunutzen, ist mentale Höchstleistung!
Ein weiteres Merkmal, das die Spieler auszeichnet, ist exzellente Kondition: Die viele Bewegung, tauchen, schwimmen, den Ball spielen und sich wieder und wieder auswechseln ist anstrengend. Und so schaffe ich es in der Trainingszeit genau einmal an den Ball: ein kurzer Triumph unter Deutschen Meistern.

Der Tauchclub Bamberg trainiert montags (20 bis 21.30 Uhr) und mittwochs (19 bis 20.30 Uhr) im Bambados. Anfänger willkommen! Ansprechpartner ist Co-Trainer Hannes Hofmann (0179-7640818 oder *hannes@uwr1.de*).

Text: Katharina Ortmanns
Fotos: Katharina Müller-Güldemeister, Stephan Obel

Über Wasser: Rugbyspieler paddeln um die Wette.

Mittendrin: Redakteurin Katharina taucht auf.

Unter Wasser: Voller Körpereinsatz für den Meistertitel.

Zeig‘ mir deinen Look und ich sag‘ dir, was du bist

Ersti oder alter Hase? Damit ihr den Durchblick habt, wen ihr woran erkennt, hat Ottfried für euch den Stylecheck gemacht.

[Haare] Lang, länger, Rapunzel – der Wettstreit hat begonnen

[Make-up] Bevor es in die Uni geht, wird erstmal ein Gesicht aufgemalt

[iPhone] Scheint an der Frau von Welt festgewachsen

[Blazer] Auf dem Weg zum Businessmeeting? Neee, nur in die Vorlesung

[Tasche] Pflicht: Longchamp

[Jeans] Es zwickt, es zwackt, es quetscht … Hauptsache so eng wie möglich

[Schuhe] Highheelfreundliche Innenstadt? Haben wir nicht! Highheels trotzdem massenweise

Ersti auf dem Weg zur BWL-Vorlesung ...

[Haare] Emanzipation im Endstadium: Der Bubi-Schnitt

[Make-up] Was ist das?

[Kaffee] Ohne ist Überleben nicht möglich

[Pulli] Wiederverwertbarkeit ist wichtig! Deswegen wird der Teppich von Oma getragen

[Tasche] Quadratisch, praktisch, gut

[Jeans] Je weiter, desto besser. Kann bei Bedarf auch als Zelt verwendet werden

[Schuhe] Einzelteile werden nur noch durch die Schnürsenkel zusammengehalten

… alter Hase auf dem Weg zur GuK-Fachschaft

Text und Requisiten: Anja Stritz, Tanja Telenga
Fotos: Jana Wolf

„Kinomachen ist Roulette“

Im Oktober erhielt das Lichtspiel erstmals den Preis für das „Beste Kino Deutschlands“. Wir haben mit den Betreibern von Lichtspiel und Odeon gesprochen.

Die gemeinsamen Kinobetreiber von Lichtspiel und Odeon: Diana Linz und Gerrit Zachrich bestaunen ihre Trophäe.

Ottfried: Was muss man machen, um vom Kulturstaatsminister als bestes Kino Deutschlands ausgezeichnet zu werden?
Diana Linz: Ich glaube nicht, dass man das so pauschal beantworten kann. Die vergangenen Gewinner hatten vielleicht andere Prioritäten. Wir haben teilweise auch Länderschwerpunkte gemacht oder Filmreihen und zeigen Filme teilweise in Originalsprache mit Untertiteln. Das Lichtspiel zeichnet sich schon dadurch aus, dass wir fünf verschiedene Filme am Tag zeigen, was ungewöhnlich ist für ein Kino mit nur einem Saal.
Gerrit Zachrich: Wir haben sehr viele Kooperationen mit anderen städtischen Einrichtungen, Vereinen und Organisationen. Das Kino soll also sehr lebendig sein, ein Anlaufpunkt. Es gibt auch sehr oft zu Filmen Gespräche. Ich glaube, diese Sachen haben die Jury überzeugt. Ein Kino sollte außerdem eine gewisse Tradition haben. Es gab noch kein Kino, das diesen Preis im ersten Jahr des Bestehens gewonnen hat. Kontinuierliche Arbeit wird also belohnt.

Sie haben bereits in der Vergangenheit Preise für das Dokumentar- und das Kurzfilmprogramm gewonnen. Sind diese Preise nötig, um das Kino so wie in der Vergangenheit weiterführen zu können?
Gerrit Zachrich: Natürlich ermöglichen uns diese Preise, die wir jedes Jahr bekommen, und die damit verbundenen Geldsummen unsere Weiterarbeit. Das Lichtspiel braucht diese Preise wirklich. Ohne sie könnten wir weder investieren, noch in manchen Jahren überleben. Deswegen rechnen wir auch damit. Womit wir aber nicht rechnen können, ist, wie viele Preise wir bekommen und mit wie viel Geld sie dotiert sind. Wir sind dieses Jahr schon besonders überrascht gewesen, dass wir da praktisch auf der obersten Stufe stehen. Und das ist auch das Besondere an diesem Preis, der wirklich nur an ein Kino vergeben wird. Dieses Jahr sind wir also „Deutscher Meister“.

Ist die studentische Szene wichtig für ein erfolgreiches Programmkino in Bamberg?
Gerrit Zachrich: Aus Universitätsstädten erzählen uns Kollegen, dass die Studenten sehr wichtig sind als Zielgruppe, um ein Kino lebendig zu halten. Bei uns ist das leider nicht so stark. Ganz deutlich: Wir würden uns wünschen, dass mehr Studenten in unsere Kinos kommen. Das würde uns auch ermöglichen, ein noch ausgefalleneres Programm zu zeigen. Zum Beispiel im Bereich Originalfassungen mit Untertiteln. Wir sind einfach ein bisschen enttäuscht, dass Filme auf Englisch, Französisch, Spanisch und anderen Sprachen nicht besonders angenommen werden. Dabei kann man diese Sprachen ja auch in Bamberg studieren. Wir würden gerne noch mehr Originalfassungen zeigen, aber es kommen nicht genügend Studenten, die das auch rezipieren. In solchen Belangen würden wir uns also einfach gerne mehr Rückhalt von den Studenten wünschen. Deswegen haben wir dieses Jahr auch den Studententag eingeführt. Donnerstags kostet jede Vorstellung für Studenten nur vier Euro.

Sie betreiben das Lichtspiel nun seit 16 Jahren. Wissen Sie bereits im Voraus immer, welche Filme beim Publikum gut ankommen werden?
Gerrit Zachrich: Das ist eigentlich das Faszinierende. Kinomachen ist immer auch ein bisschen Roulette. Wir schauen uns auf Messen und Festivals viele Filme im Voraus an, um einschätzen zu können, wie lang und wann am Tag wir sie zeigen wollen. Sehr häufig liegen wir in der Einschätzung richtig. Aber es gibt auch immer wieder Überraschungen. Ganz aktuell war ich überrascht, dass „Eine dunkle Begierde“ über Jung, Freud und die Frau, die zwischen ihnen steht, auch stark ein studentisches Publikum angesprochen hat und dieses Wochenende unser stärkster Film wurde. Das hätte ich nicht gedacht. Von daher erlebt man da auch immer wieder Überraschungen.

Welche Filme ziehen denn dann in Bamberg am meisten?
Diana Linz: Es ist allgemein so, dass Komödien und ähnliche Filme am besten laufen. Das ist aber überall so. Aktuell „Eine ganz heiße Nummer“. Leichte Unterhaltung, das funktioniert einfach am besten.
Gerrit Zachrich: Davor „Sommer in Orange“, „Dreiviertelmond“ oder „Midnight in Paris“. Also Filme mit ein bisschen Anspruch, die aber unterhaltsam sind.

Haben Sie einen Tipp, welchen Film man aktuell unbedingt sehen sollte?
Diana Linz: „Cheyenne“ mit Sean Penn würde ich empfehlen. Oder auch „Gott des Gemetzels“.

Was würden Sie sich für die beiden Kinos noch wünschen?
Diana Linz: Dass wir hoffentlich weiter Preise erhalten und so auch überleben können. Dass wir den Umsturz in das neue Digitalzeitalter überleben. Das steht bald auch bei uns an. Und dass sich das Publikum trotz aller neuen Medien weiterhin ins Kino traut. Letztendlich könnte man ja alles schon zu Hause machen und müsste gar nicht mehr zur Tür raus. Ich hoffe, dass Kino weiterhin ein Ereignisort bleibt.
Gerrit Zachrich: Wir achten natürlich auch immer auf den Fortbestand der Kinos. Jedes Jahr investieren wir ein bisschen. Nächstes Jahr wollen wir beide Säle im Odeon komplett renovieren. Nachdem wir bereits das Lichtspiel und im Odeon das Foyer renoviert haben. Neue Kinostühle, Wandbespannung und eine neue Tonanlage. Diese Investitionen tätigen wir natürlich auch mit der Hoffnung, dass wir unsere Arbeit auf demselben Niveau weitermachen dürfen wie bisher. Da sind wir natürlich auf das Publikum angewiesen und hoffen, dass es noch offener und neugieriger wird.

Interview: Andreas Böhler
Foto: Jana Wolf

Kulturelle Köstlichkeiten

Ottfried-Redakteure schreiben nicht nur, sie hören, lesen und sehen auch. Hier erfahrt ihr was, und wie es ihnen gefällt.

Jürgen schaut ... mittwochs das Medienmagazin Zapp. In nur 30 Minuten Sendezeit rast der Zuschauer durch die nationale und internationale Medienlandschaft: „scripted reality“ im RTL-Nachmittagsprogramm, „negative placement“ bei Coca Cola und die Rote Khmer in Kambodscha. Alles noch nie gehört? Ich schon – dank Zapp. Bereits seit dem Jahr 2002 durchleuchtet die Redaktion das Trash-TV der Privaten, deckt Schleichwerbung in Serien wie dem Tatort auf und kritisiert die Berichterstattung der Boulevard-Zeitungen, die im Kampf um Auflage ethische Grenzen oft vergessen. Groß geworden ist Zapp mit investigativen Recherchen und Enthüllungen in den Bereichen Fernsehen, Presse und Internet. Inzwischen etwas braver, liefert das TV-Magazin nach wie vor eine Vielzahl an Hintergrundinformationen. Aber auch jene Zuschauer, die nicht Kommunikationswissenschaft oder Journalistik studieren, werden an Medienthemen herangeführt. Kurzum: Reinzappen lohnt sich!
(Zapp kommt jeden Mittwoch um 23.20 Uhr im NDR.)

Minu liest ... Guiletta ist verstört. Drei wunderbare Monate hat sie mit dem Argentinier Damián verbracht. Doch dann überfällt er ihren Vater, lässt ihn an einen Stuhl gefesselt in ihrem Apartment zurück und verschwindet nach Argentinien. Auf der Suche nach Antworten folgt Guiletta ihm in sein Heimatland. In Südamerika angekommen, begibt sie sich auf Damiáns Spur. Dabei wird sie hineingezogen in die Welt des Tangos. Außerdem stößt sie auf Geheimnisse, die, Puzzlestück an Puzzlestück, schreckliche Wahrheiten an den Tag bringen.
In „Drei Minuten mit der Wirklichkeit“ gelingt es Wolfram Fleischhauer, eine enorme Spannung zu erzeugen und die Handlung in Richtungen zu führen, mit denen man nicht gerechnet hätte. Einerseits lässt er den Leser eintauchen in die Welt der Musik. Die Eleganz des Balletts trifft auf die Leidenschaft des Tangos. Andererseits bietet das Buch einen Ausflug in die deutsche, aber vor allem in die argentinische Geschichte und die grausame Politik unter einer Militärdiktatur. Das Buch ist eine Mischung aus Musik, Leidenschaft, Geschichte und Spannung. Es macht Lust auf mehr und insbesondere auf eine Reise nach Argentinien.

Katja hört ... Strickpulli, Gitarre, verstrubbelte Haare und verträumter Blick: Philipp Poisel. „Bis nach Toulouse“ ist das zweite Album des Stuttgarter Künstlers, der vor Kurzem durch den Film „What a man“ mit Matthias Schweighöfer im Blickpunkt deutscher Musikkultur stand. Er steuerte dem Kinofilm den Song „Eiserner Steg“ bei. Der Achtundzwanzigjährige singt mit viel Gefühl. Er liebt die Freiheit und das Reisen, erzählt aber auch von Einsamkeit und Sehnsucht. Seine Musik ist ruhig, oft sehr melancholisch, die Gitarre ein konstanter Bestandteil. Die Texte sind dabei aber spannend und authentisch. Jede Geschichte hat er schließlich selbst erlebt. Man hat das Gefühl, den Künstler kennenzulernen, wenn man seinen Liedern lauscht. Die Musik ist nicht für jeden Tag geeignet, denn manchmal wünscht man sich etwas mehr Leichtigkeit in den Texten. Die Melancholie dominiert die Lebensfreude. Aber gerade dadurch wirkt Philipp Poisels Musik bodenständig. Er bleibt sich treu, was ihn von vielen anderen Sängern unterscheidet. Für ruhige Tage wunderbar, bei einer aggressiven Grundstimmung absolut nicht empfehlenswert.

Texte: Jürgen Freitag, Minu Lorenzen, Katja Bickel
Foto: Maximiliane Hanft

Dinge, die Bamberg nicht braucht ...

Grün-rotes Farbspiel

Ampeln dienen der Verkehrsregulierung. Doch die Ampel in der Judenstraße regelt mehr, als einem lieb ist.

Eigentlich hat es die Verkehrslichtsignalanlage, so der sperrige bürokratische Begriff, ja nicht gerade leicht. In jeglichen Wetterlagen, ob bei sengender Hitze oder eisiger Kälte, muss sie standhaft bleiben. Eine Bedarfsampel genießt zumindest ab und zu mal einen feuchten Händedruck, doch die einfache Fußgängerampel muss sich mit der Ungeduld der Bürger zufrieden geben. Rot, Grün, Rot, Grün...

Besonders schwer hat es die Ampel an der Judenstraße. Unbekümmerte Bamberger und durstige Studierende sehen sich auf dem Weg Richtung Spezi-Keller immer wieder mit einer rot leuchtenden Sinnlosigkeit konfrontiert. Schon beim Betreten der Judenstraße würde einem vermutlich jeder Dahergehende auf die Frage, wie er denn die Ampel gerade wahrgenommen habe, mit einem verdutzten Stirnrunzeln begegnen. Und hier möchte vermerkt werden, dass diese Gedächtnislücke nicht dem Kurzzeitgedächtnis nach dem Spezi-Keller verschuldet ist.

Dies liegt in einem trivialen Umstand begründet: Auf die dort befindliche Verkehrsampel achtet schlicht und einfach niemand, der den Unteren Kaulberg überquert. Das geschulte Auge jedes Mitbürgers streift flüchtig nach rechts und links, aber damit hat sich die Sache getan und der Weg wird fortgesetzt. Mitten über die rote Ampel. Denn dank der „Busbeschleunigung Kaulbergfuß“, wie die Ampelschaltung offiziell bei der Stadt Bamberg heißt, beträgt die durchschnittliche Wartezeit an der Lichtsignalanlage 114 Sekunden. Das Institut für Volkswirtschaftslehre der Universität Hannover, das sich mit Fußgängerquerverkehr an Querstellen befasst, legt als zulässige mittlere Wartezeit für Fußgänger 40 Sekunden fest. Unsere Ampel in der Judenstraße braucht im Durchschnitt über eine Minute länger, um grün zu werden.

Der Profiteur des Ganzen: Die Busbeschleunigung, die, laut der Stadt Bamberg, seit der Umstellung der Lichtsignalanlage Judenstraße zur vollsten Zufriedenheit des Verkehrsbetriebes funktioniert. Schließlich müssen bis zu drei Busse in einer Ampelphase koordiniert werden – und können sich dabei nicht parallel um das Wohnheim Romanischer Turm quetschen.

Doch sind Fußgängerwartezeiten von bis zu vier Minuten zumutbar? Nein. Deshalb erfüllt die Ampel dort den gleichen Zweck wie ein Seifenspender in der Sahara. Wer will schließlich wegen Unterkühlung durch zu langes Stillgestehe während der Rotphase auf die Intensivstation des Klinikums am Bruderwald eingeliefert werden? Immerhin wäre es dann kein Problem für den Krankenwagen, da busähnlich, über die Lichtsignalanlage zu brausen.

Trotzdem hat eine solche Ampelinstallation vor allem einen Vorteil: Hier kann man den Bamberger Kindern immer wieder auf's Neue durch diszipliniertes Stehenbleiben ein schillerndes Vorbild sein.

Text: Steven Sowa
Grafik: Stephan Obel

Zu gewinnen gibt es fünfmal zwei Karten für deinen Wunschfilm im Lichtspiel-Kino oder im Odeon. Und so kannst du mitmachen: E-Mail mit der Lösung und deinem Namen bis zum 7. Dezember 2011 an kinokarten@ottfried.de schicken. Die Gewinner werden per E-Mail benachrichtigt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Fotos: Antonia Schier, Mechthild fischer

Erkannt?

Das Ott-Rätsel. Kennst du diese vier Bamberger Kneipen?

PLATZWAHL

eta
hoffmann
theater
bamberg

CLYDE UND BONNIE

// Holger Schober
Premiere: 22. November 2011 | Morphclub

DIE 39 STUFEN

// JOHN BUCHAN, ALFRED HITCHCOCK |
FUER DIE BUEHNE BEARBEITET VON PATRICK BARLOW
PREMIERE: 25. NOVEMBER 2011 | GROSSES HAUS

DIE ORESTIE

// AISCHYLOS
PREMIERE: 4. FEBRUAR 2012 | GROSSES HAUS

DIE ARABISCHE NACHT

// Roland Schimmelpfennig
Premiere: 11. Februar 2012 | Studio

WOYZECK

// Robert Wilson, Tom Waits, Kathleen Brennan, nach Georg Büchner
Premiere: 17. März 2012 | Studio im Großen Haus

DIE EISBÄREN

// Jonas Gardell
Premiere: 25. März 2012 | Studio

Uni-Abo | 36,00 € (ohne Ermäßigung 55,00 €)
2 Studioproduktionen • 2 Schauspiele im Großen Haus

Uni-Abo XXL | 73,00 € (ohne Ermäßigung 138,00 €)
4 Schauspiele • 1 Musical • 1 Caldéron • 4 Studioproduktionen

Halbzeit-Abo | 34,00 € (ohne Ermäßigung 68,00 €)
1 Schauspiel • 1 Musical • 1 Caldéron • 1 Studioproduktion

Semester-Abo WI / SO | je 36,00 € (ohne Ermäßigung 55,00 €)
2 Produktionen im Großen Haus • 2 Studioproduktionen

theater.bamberg.de